



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1910

1 (1910)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern
Geseget von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an die:



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

28. Jahrgang.
Nr. 1.

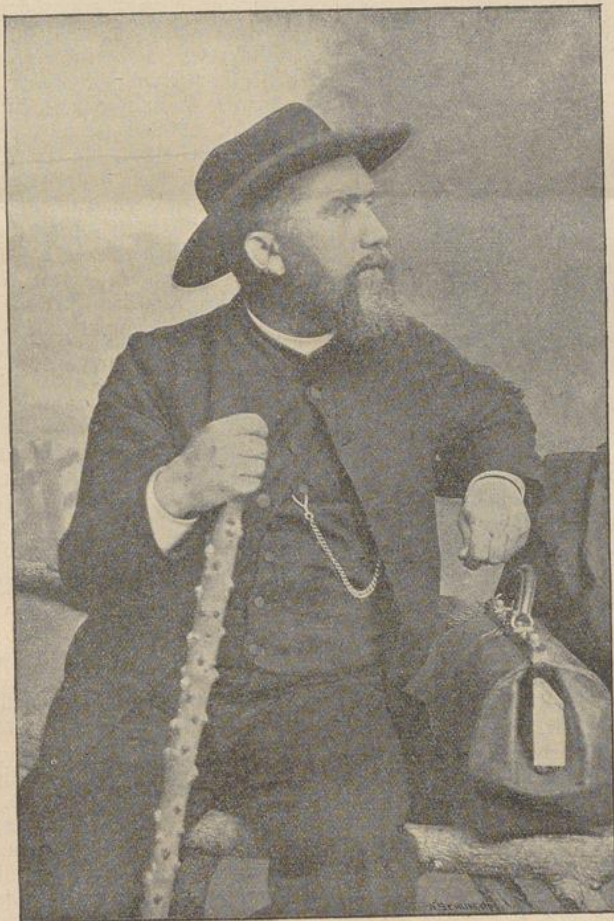
Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
geschickt oder von
unsern Befördern
bezogen.

Uebersetzungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmeinnicht
gehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



P. Kothker Voripel.

Prokurator der Mariannhiller Mission für Europa.

Köln a. Rh.
Januar 1910.

Der Keinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmeinnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



— 2 —

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergißmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Zum neuen Jahr!

Willkommen, neues Jahr, von Gott geschenkt!
Zieh' ein mit frohem Gruß in Christe Namen!
Er war's, der gnädig uns zum Heil gelenkt
Die Stunden all', ob froh, ob trüb sie kommen.
Er wird ein treuer Hort uns ferner sein,
Drum stimmt alle in den Jubel ein:
„Ehre sei Gott in der Höhe!“

Was birgt es wohl in seinem dunklen Schoß?
So fragt besorgt, wer Unglück oft erfahren.
O zage nicht und leg' getrost dein Loß
In Gottes Hand; Er wird es gütig wahren.
Die Sündenschuld, und nicht die Zukunft scheu!
So lehrt dein Glaube — ihm bleib' treu:
„Ich glaub' an einen Gott!“

Willkommen, neues Jahr, du neue Zeit!
Und brächtest du nur Schmerz und Plage,
Wär's nicht Gewinn bloß für die Ewigkeit,
Wenn ich's um Gotteswillen still ertrage?
Welch' tiefen Trost gibt doch die Christuslehre!
Gelobt sei Gott dafür, Ihm Preis und Ehre:
„Heilig ist der Herr, Gott Sabaoth!“

So laßt vereint uns heut die Blicke wenden,
Ja Blick und Ernst dem Himmel zu!
Von dort her stammen alle Gnadenspenden,
Dort wartet unser einst die ew'ge Ruh'.
So fasset jubelnd ein, wenn Glockenklang
Euch ruft, und danket Gott im Lobgesang:
„Großer Gott wir loben dich!“

(Unter Palmen.)

P. Notker Vorspel,

Profurator der Mariannhiller Mission
für Europa.

In der heutigen Nummer bringen wir als Titelbild unsern neuen Profurator für Europa, den hochw. P. Notker Vorspel. Das Bild zeigt ihn in Reisekleidung, in welcher er am 7. Oktober vorigen Jahres von Mariannhill abreiste. Dem Namen nach wird P. Notker den fleißigen Lesern des „Vergißmeinnichts“ insofern schon bekannt sein, als er mit Mitteilungen aus dem Missionsleben sich in demselben öfters hören ließ. Mitten aus seiner Tätigkeit unter den Basuto von seiner Station Mariazell herausgerissen, schied er wohl traurigen Herzens von einer seit Jahren lieb gewordenen Seelsorgearbeit unter den Schwarzen, aus dem zur zweiten Heimat gewordenen wärmeren Süden Afrika's, um aber auch wieder bereitwilligst, dem Rufe des Obern folgend, sich auf einen ungewohnten Posten im kälteren Norden Europas zu begeben nach Würzburg, Reibeltsgasse 10.

P. Notker ist gebürtig aus Gronau einem Industriestädtchen in Westf. und trat 1887 als junger Lehrer in Mariannhill ein. Seit beinahe 23 Jahren ist er Mitglied unseres ausgebreiteten Missionswerkes und wirkte seit zirka 17 Jahren segensreich als Priester in demselben. Als einer der älteren Patres ist er bei vielseitiger Verwendung im Dienste des Ganzen so wohl mit den Verhältnissen der meisten Mariannhiller Missionsstationen als auch mit denen des Klosters selbst wohl vertraut. Stets erfreute er sich in hohem Maße des Vertrauens seiner jeweiligen Obern, die ihn für alle wichtigen Ämter verwandten. Schon der hochselige Gründer der Mariannhiller Mission —, der verdienstvolle Abt Franz, ernannte P. Notker bald nach seiner ersten Professablegung zum Prior des Klosters. Wiederholt war er bei Neugründungen tätig. Vor Ausbruch des Burenkrieges (1899) besorgte er in Johannesburg ein Jahr lang die Seelsorge der dort arbeitenden schwarzen katholischen Burschen aus den verschiedenen Missionen Süd-Afrika's. Mit dem am Fieber erlegenen seligen P. Leonard wurde er von dem längst in Gott ruhenden hochwürdigsten Abt Amandus Schölzig für die erste Gründung

in Deutsch-Ost-Afrika hinausgeschickt, woselbst er ungefähr 3 Jahre unter den Washambara tätig war. In kurzer Zeit eignete er sich die Sprache dieser an, wozu ihn die bereits erworbene Kenntnis zweier anderer Bantu-Sprachen, des Zulu und des Sutu, besonders befähigte. Der Ruf eines andern Obern brachte ihn als Novizenmeister wieder nach Mariannhill. Später kam er dann nochmals in die Basuto-Mission zurück. Schon 1902 hatte ihn der hochwürdigste Herr Abt Gerard Wolpert für den Posten in Würzburg in Aussicht genommen, doch da er damals wegen anderweitigen dringenden Verhältnissen davon Abstand nehmen mußte, konnte er ihn erst jetzt dorthin senden. Als eine besondere Aufgabe wird es dem hochw. P. Notker am Herzen liegen, ein von den Obern Mariannhills schon lange geplantes Probehäus für die Kandidaten der Mariannhiller Mission an einem geeigneten Platz ins Leben zu rufen. Möge es ihm gesingen unter dem Segen Gottes zur Erstarkung und weiteren Ausbreitung des so schönen Werkes der Mariannhiller Ordens-Missionäre die geeignetsten Mittel und Wege zu finden, den auf ihn gestellten Hoffnungen zu entsprechen, insbesondere der Mission unter den Völkern Afrikas noch viele eifrige, von Gott dazu berufene Arbeiter für diesen Teil des Weinberges des Herrn, Priester und Laien zuzuführen! Der hochw. P. Notker sei hiermit dem Wohlwollen unserer Freunde und Wohltäter aufs angelegteste empfohlen!

Ein gutes, neues Jahr!

Wie alljährlich, so wünschen wir auch heuer all unsern verehrten Lesern, Freunden und Wohltätern ein recht gutes, gottgesegnetes neues Jahr; und diesem unserm Segenswunsche schließen sich aus voller Seele an all' unsere Missionäre, Brüder und Schwestern, desgleichen auch unsere schwarzen Schulkinder, alle Neubekehrten und Katechumenen. Mit den guten Wünschen für's kommende Jahr verbinden wir den herzlichsten Dank für alle bisher empfangenen Wohltaten. Ein tausendfaches „Vergelt's Gott“ sei jedem gesagt, der irgendwie, sei es in materieller, sei es in geistiger Beziehung zur Förderung unseres Missionswerkes beigetragen!

Das verflossene Jahr ist wohl das wichtigste und folgenschwerste, das Mariannhill bisher geschaut hat. Wurde es doch im Laufe desselben zu einer eigenen, durchaus selbständigen Kommunität erhoben mit einem eigenen Generalkapitel und einem insulierten Propst an der Spitze, sodaß wir fortan auf Grund der uns vom apostolischen Stuhle gewährten Rechte und Normen frei und ungehindert all' unsere Verhältnisse regeln können, betreffen sie nun das große Werk der Mission oder das klösterliche Zusammenleben.

Mit den neuen Rechten erwachsen uns aber auch neue Bedürfnisse und Aufgaben. Vor allem benötigen wir in Europa ein eigenes Probehaus. Es ist das ein altes, längst tief und bitter gefühltes Bedürfnis. Mancher unserer geachteten Leser hatte vielleicht schon lange Lust, sich unserm Missionswerk persönlich anzuschließen, allein er war sich über seinen Beruf noch nicht klar genug, eine Probe im fernen Afrika schien ihm zu gewagt, kostet doch schon die bloße Hin- und Herreise 700 bis 800 Mark, und somit blieb es beim bloßen Wünschen und Wollen. Ganz anders läge die Sache, wenn wir in Europa ein eigenes Probehaus hätten; denn dann wäre jedem eine willkommene Gelegenheit geboten, sich hinreichend über unsere Mission und alles, was damit zusammenhängt, zu informieren und zugleich die eigenen Kräfte zu erproben. Auch das Kloster seinerseits hat Gelegenheit, unter denen, die sich zur Aufnahme melden, eine geeignete Auswahl zu treffen und die Kandidaten in längerem Verkehr zu prüfen.

Mit diesem Probehaus würde zugleich ein Scholastikat verbunden sein, sodaß jüngere Postulanten ihre humanistischen Studien schon in Europa machen können, um dann nach erlangter sittlicher und intellektueller Reife das eigentliche Noviziat in Mariannhill zu beginnen und im Anschlusse daran die philosophischen und theologischen Studien.

Die Vorteile eines solchen Probehauses liegen auf der Hand, doch wo sind die Mittel, es ins Leben zu rufen und zu erhalten? Nun wir vertrauen auf die Hilfe

Gottes und die Opferwilligkeit unserer edlen Freunde und Wohltäter; sie, die uns bisher in so hochherziger Weise unterstützten, werden uns sicherlich auch in Zukunft nicht im Stiche lassen.

Ferner scheute vielleicht bisher mancher Postulant — wir denken hier speziell an tüchtige, seeleneifrige Priester, und an solchen ist noch immer großer Mangel in Mariannhill! — wegen der Strenge des Trappistenlebens vom Eintritt in unser Missionskloster zurück, indem er sich den damit verbundenen physischen Anstrengungen nicht gewachsen glaubte. Doch dieser Grund fällt in Zukunft weg. Rom selbst hat uns gerade der Mission wegen vom Trappistenorden getrennt, und damit sind in unserm klösterlichen Zusammenleben verschiedene Milderungen eingetreten.

Das absolute Stillschweigen z. B. beobachten wir zwar noch von der Komplet bis zur Prim, doch unter Tags können alle, die geschäftlich mit einander zu tun haben, das Notwendige reden, auch halten wir jetzt, und zwar Patres und Brüder zusammen, mittags und abends nach Tisch eine halbstündige Recreation. Während wir nach der alten Trappistenregel (wenigstens im Mutterhause Mariannhill) täglich um 2 Uhr morgens aufstehen und uns um 7 Uhr abends niederlegten,

erheben wir uns nach der neuen Stundenordnung, so wohl im Mutterhaus wie auf den Stationen, um 3,45 und gehen um 8 Uhr zur Ruhe. Desgleichen sind auch bezüglich der Nahrung bedeutende Milderungen eingetreten. Während z. B. bisher Fleischgenuss nur den Kranken und sehr Schwachen gestattet war, ist er fortan allen ohne spezielle Dispens freigegeben.

All dies geschah aber keineswegs aus Willkür, und eigener Initiative, sondern in beständigem Einvernehmen mit unserem apostolischen Visitator und dem hl. Stuhle, und erst, nachdem eine mehr als 25 jährige Erfahrung gezeigt hatte, daß in dem heißen afrikanischen Klima und bei den anstrengenden Arbeiten der Mission solche Erleichterungen notwendig seien.

Wer sich also von Gott für die Mission in Heiden



Neujahrsgruß an die Wohltäter der Mission.

ländern berufen fühlt, komme getrost zu uns. An Arbeit wird es ihm wahrlich nicht fehlen, denn noch große, weite Gebiete harren der Christianisierung. Er kann bei uns Ordensmann sein und Missionar — lautet doch schon unser kirchlicher Name Religiosi Missionarii de Mariannhill —, kann Heiden das Evangelium verkünden, kann gegen den immer stärker vordringenden Protestantismus ein katholisches Bollwerk aufrichten helfen, kann dem Himmel unsterbliche Seelen gewinnen und auf einem noch vielfach jungfräulichen Boden zugleich den Grund legen zur Christianisierung der kommenden Generationen.

Wer aber selbst nicht kommen kann, fahre fort, auch in Zukunft das große, gemeinsame Missionswerk wenigstens indirekt zu unterstützen, sei es durch Geld und milde Spenden, je nach Maßgabe seiner Kräfte, sei es durch Gebet und Opfer.

Zum Schlusse stellen wir an alle die geehrten Leser und Leserinnen des Bergischmeinnicht die ergebene Bitte, unsern Missionsblättchen treu zu bleiben und in Freundeskreisen schon der vielen geistlichen Vorteile wegen, die damit verbunden sind, dessen Verbreitung tunlichst zu fördern. Gottes reichster Segen lohne all jene, die die sich der guten Sache annehmen!

Die südafrikanische Union

wird am 31. Mai laufenden Jahres eine Tatsache sein. Am 16. August nahm das englische Unterhaus den der Union der meisten englischen Besitzungen in Südafrika zugrunde liegenden Gesetzesentwurf in zweiter Lesung an. Das Oberhaus hatte schon Ende Juli 1909 seine einstimmige Genehmigung erteilt. So kann der Kolonialminister Lord Crewe einen schönen Erfolg buchen, an dem aber Scheutlappenpolitiker herumkaskadieren zu wollen scheinen, sagte doch in ihrem Bericht über die betreffenden Verhandlungen des englischen Oberhauses die Neue Zürcher Zeitung: „Lord Crewe ist, abgesehen von guter Katholik . . . gebildet“. Diese Bewunderung darüber, daß man auch als guter Katholik kein vollkommener Banane sei, ist wieder einmal bezeichnend.

Zu der südafrikanischen Union gehören nach dem Gesetze der Kolonien Kap der guten Hoffnung, Natal, Transvaal und Oranjesfluß; sie sollen zu einem gesetzgebenden Bund unter der Bezeichnung Vereinigtes Südafrika vereinigt werden. Nach dem 31. Mai 1910 haben die Regierung und das Parlament des Bundes „volle Macht und Gewalt innerhalb der Grenzen der Kolonien“, mit der Ausnahme, daß der König einen Generalgouverneur für den Bund ernannt. Die Kolonien behalten vorläufig, bis zur etwaigen anderweitigen Einteilung, ihre gegenwärtigen Grenzen. Die ausführende Gewalt im Bunde liegt beim König und wird durch den Generalgouverneur ausgeübt. Dieser ernannt die Minister, nicht mehr als zehn. Nach den ersten allgemeinen Wahlen für das Abgeordnetenhaus soll kein Minister länger als drei Monate im Amte bleiben, wenn er nicht Mitglied des einen oder anderen Hauses des Parlaments ist. Die Minister sind Mitglieder des ausführenden Rates, den der Generalgouverneur ernannt. Der Sitz der Regierung ist in Pretoria. Das Bundesparlament hat seinen Sitz in Kapstadt und besteht aus dem „König“, dem Senat und dem Abgeordnetenhaus. Der Generalgouverneur kann das Parlament einberufen und auflösen, die Mitglieder des ersten Senats behalten ihre Sitze zehn Jahre lang. Der Senat besteht anfänglich aus acht vom Generalgouverneur ernannten Mitgliedern, von denen vier auf

Grund ihrer durch amtliche Tätigkeit oder sonstige gewonnenen Erfahrung über die „angemessenen“ Bedürfnisse der farbigen Rassen Südafrikas ausgewählt werden, und weiteren 32 Senatoren, je 8 für jede Provinz (Kolonie), die in einer gemeinsamen besonderen Sitzung beider Häuser einer Provinz gewählt werden. Die Senatoren müssen dreißig Jahre alt, in ihre Provinz zur Abgeordnetenwahl berechtigt, fünf Jahre im Bundesgebiet ansässig, Briten von europäischer Abkunft sein, und was die gewählten Senatoren angeht, im Bundesgebiet einen liegenden Besitz von wenigstens 500 Pfd. haben.

In das Abgeordnetenhaus, das aus direkten Wahlen hervorgeht, wählen: Kap der Guten Hoffnung 51, Natal 17, Transvaal 36 und Orange 17 Vertreter. Für die Einteilung der Wahlkreise bestehen eingehende Vorschriften. Jeder Wahlkreis wählt nur ein Mitglied. Das Abgeordnetenhaus bleibt höchstens fünf Jahre im Amte. Die Mitglieder beider Häuser erhalten 400 Pfd. jährlich, abzüglich 3 Pfd. für jeden Tag, den sie während der Tagung versäumen. Für die Abgeordneten bestehen keine Einschränkungen in bezug auf Alter oder Besitz. Doch kann das Parlament das aktive Wahlrecht begrenzen, es darf dieses aber in der Kapprovinz niemand wegen seiner Rasse oder Hautfarbe entziehen, der es bei der Gründung des Bundes besaß oder nach dem geltenden Recht erhält.

Ueber die Befugnisse des Parlaments und die Beziehungen seiner beiden Häuser werden dann noch eingehende Bestimmungen getroffen. Für alle amtlichen Vorgänge und Erlasse, für die Parlamentsverhandlungen und Protokolle ist die Anwendung der englischen und holländischen Sprache gleichberechtigt. Alle amtlichen Bekanntmachungen, wie die amtlichen Berichte über Parlamentsverhandlungen, müssen gleichzeitig in beiden Sprachen erfolgen.

Auf Vorschlag beider Häuser kann der König mit Zustimmung des Geheimen Rates die von der British South Africa Company (Chartered Company) verwalteten Gebiete (Rhodesien) in den Bund aufnehmen oder der Bundesregierung Gebiete überweisen, die unter englischem Protektorat stehen und ganz oder zum Teil von Eingeborenen bewohnt sind. Die Verwaltung der Eingeborenenangelegenheiten und der Dinge, die im besonderen oder auf Grund von Ausnahmegeetzen die Asiaten betreffen, liegt beim Generalgouverneur und seinem Rat, auf welche die bisher von den Gouverneuren und Ausführenden Räten ausgeübten bezüglich Befugnisse, wie auch diejenigen über die Eingeborenenreservate übergehen.

Die Meldung, daß der Prinz of Wales beschloßen Zustimmung des Geheimen Rates die von der British Union“ in Person zu eröffnen, gibt der englischen Presse Veranlassung zu Betrachtungen allgemeiner Natur über die politische Zusammensetzung des britischen Reiches. Das Reich umfaßt nunmehr außer den englischen Inseln, die unter dem Namen Vereinigtes Königreich bekannt sind, das große indische Reich, Neuseeland, Neufundland und die drei großen, sich selbstverwaltenden Staatsverbände Kanada, Australien und Südafrika; dazu eine große Anzahl kleinerer, über die ganze Erde verstreuter Besitzungen. Die Dominion of Canada ist im Jahre 1867 gegründet worden; die Erfahrung der letzten 42 Jahre hat gezeigt, daß es eines der erfolgreichsten Bundesgebiete ist. Kein anderes Staatsgebiet von gleichem Umfange und mit so mannigfaltigen Bedingungen des

öffentlichen und privaten Lebens kann sich mit Kanada das glatte Verwaltung, an Zufriedenheit der Bürger und an materieller Wohlfahrt vergleichen.

Das Commonwealth of Australia ist viel jünger. Die Kolonien Neusüdwales, Vittoria, Queensland, Südastralien und Westaustralien sind im Jahre 1900 zu einem Gesamtstaate vereinigt worden; die Proklamierung des Staatenbundes hat am 1. Jan. 1901 stattgefunden. Die südafrikanische Union umfaßt ein Gebiet von 467 391 englischen Quadratmeilen. Die europäische Bevölkerung ihrer vier Kolonien weist folgende Ziffern auf: Kapkolonie 580 380, Natal 97 109, Transvaal 297 277 und Oranjesflußkolonie 143 419. In Rhodesia, Basutoland, dem Protektorat Betschuanaland und Swasiland wohnen 20 000 Europäer und mindestens 3 Millionen Farbige. Die Kapkolonie ist 1806 durch Eroberung an Großbritannien gelangt, war bis 1854 Kronkolonie und erhielt 18 Jahre später eine eigene Verwaltung. Der Daily Telegraph betont nicht mit Unrecht, daß Großbritannien seine Erbsfolge als Kolonialmacht zum großen Teil der Selbstregierung zu verdanken hat, welche jedem Bestandteile des Reiches bewilligt wurde. Selbst das gefährliche Experiment der Erteilung der Selbstverwaltung an Transvaal u. die Oranjesflußkolonie ist bisher als geglückt zu betrachten.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Gzenstochau. — Gar lange habe ich den geehrten Lesern und Lesern des Bergischmeins nicht von unserm guten, hundertjährigen Leonhard erzählt, und wie ich aus mancher freundlichen Zuschrift aus unserm Leserkreis entnehmen konnte, hat der Bericht über das vielbewegte Leben des edlen Greises auch mannigfachen Anklang gefunden.

Nun inzwischen ist er heimgegangen, der gute Leonhard, und hat, wie wir nach seinem schönen, höchst erbaulichen Tode hoffen dürfen, die Erde mit dem Himmel vertauscht. Möge er dort oben ein getreuer Fürbitter für unsere schwarze Christengemeinde sein!

Doch genug nun von dem guten, ehrwürdigen Kapferngreife; heute aber möchte ich meine geehrten Leser



Se. Gnaden der Hochw. Herr Dr. Wilhelm Miller,

Bischof von Gumene und Apostolischer Vikar von Transvaal, wurde dem Kloster Mariannhill als Apostolischer Visitator beigegeben.

und Leserinnen mitten ins blühende Leben hineinführen, in einen freundlichen Gottesgarten, wo ein hoffnungsvolles, mit Blüten überladenes Bäumchen neben dem andern steht. Ich meine damit unsere Dorfschule, meine 38 munteren Bübchen und 42 nicht minder lebhaften Mädchen, von denen die meisten noch in dem kindlichen Alter von 5 bis 10 Jahren stehen. Gleich daneben ist unser „Kindergarten“, und darinnen wimmelt es nur so von schwarzbraunen, pausbäckigen Kleinen von 1 bis 5 Jahren. Hier waltet unsere gute Schwester Ludovika als Wächterin und Pflegerin ihres schönen Amtes. „Kinderbewahren ist ein Engelsgeschäft“, jagt



Wichtiger Auftrag. Text S. 14.

bekanntlich der große Jugendchriftsteller Christoph von Schmid. Mögen die munteren Kleinen uns auch manchen Trubel machen, so sind und bleiben sie doch unsere größte Freude im schönen Werke der Mission. Dabei haben sie nicht selten neben ihren drolligen, echtkindlichen Einfällen schon recht tiefe Gedanken, sodaß man sich oft höchlichst wundern muß, welch' tiefe Wurzeln das Christentum in den Herzen dieser Kleinen — und es sind ja durchgängig Kinder von Neubekehrten — schon geschlagen hat. Ich will in Nachstehendem versuchen, nur das eine und andere kleine Beispiel davon anzuführen.

Bei Beginn der hl. Fastenzeit unterrichtete ich meine Schulkinder über das bittere Leiden und Sterben unseres lieben Heilandes. Mäuschenstille saßen sie alle da, die großen, schwarzen Augen unverwandt auf mich

gerichtet, und ich konnte ihnen die innige Nührung vom Gesicht ablesen, die ihr kindliches Herz erfüllte.

Vorne in der zweiten Bank aber saß die achtjährige Franziska. Sie ist das älteste Töchterchen recht braver christlicher Eheleute, namens Michael und Johanna. Beide haben früher unsere Missionschule besucht, und der Vater zählt heute zu den tüchtigsten und verlässigsten Arbeitern unserer Station. Franziska also saß so still, so sinnend und aufmerksam da, ich sah ihr an, wie sie sich bemühet, ihre Tränen zurückzuhalten, die ihr aber trotzdem in großen hellen Perlen über die runden Wädingen rollten. Ein Tagentüchlein hatte sie natürlich nicht und so benützte sie eben den Ärmel, um sich zeitweilig die nassen Neuglein auszuwischen.

Nach dem Unterrichte nahm ich die Kleine abseits und fragte sie, weshalb sie denn so geweint habe. Da gab sie mir unter Schluchzen die schöne Antwort: „Sieh', Insofana, ich konnte mir nicht mehr helfen, ich mußte einfach weinen, als du uns erzähltest, wie Vieles und Schweres der liebe Heiland für uns gelitten habe. Besonders Mitleid aber hatte ich mit ihm wegen der schrecklichen Dornenkrone, die er aus Liebe zu uns getragen. Ich hatte mir vorgestern einen Dorn in die Ferse getreten, da weinte ich vor Schmerz bis in die tiefe Nacht hinein, und die Mutter, die neben mir saß, konnte auch nicht schlafen. Siehe, dies war nur ein einziger Dorn und den hatte ich im Fuß, der liebe Heiland aber hat eine ganze Krone aus Dornen auf seinem Haupte getragen.“ So sprach dieses achtjährige schwarze Kind; wem aber jetzt die Augen naß wurden, das war ich selbst.

Franziska ist überhaupt ein gutes, ernstes und nachdenkendes Kind, dabei recht bescheiden, willig und mit allem zufrieden. Eines Tages zeigte sie nach dem Unterrichte ihr altes, schon oft gewaschenes und stark geflicktes Kittungs-kleidchen vor und bat Schwester Ludovika, die Kindergärtnerin, ihr dasselbe nochmals zu flicken. Der Vater habe wohl neuen Stoff gekauft — der Fleck mochte etwa einviertel Meter lang sein, — allein die Mutter wisse nicht, wie sie damit alle die vielen schadhafsten Stellen ausbessern solle. Das war also eine förmliche Familienangelegenheit. Nun, die brave Schwester wußte Rat; sie machte sich sofort an die Arbeit, stückelte die allzu kurz gewordenen Ärmelchen an, setzte einen neuen großen Fleck in den Rücken, und damit war dem Uebelstand vorläufig abgeholfen. Franziska dankte der guten Schwester tausendmal für die reiche Hilfe, zog schnell das geflickte Kleidchen wieder an und zeigte sich damit den übrigen Schulkindern.

Nun hat aber Franziska ein sechsjähriges Schwesterchen Angelina mit Namen. Sie ist in ihrem Alter auch brav, doch ganz anders geartet, als ihre ältere Schwester. Denn sie ist ungemein lebhaft, ich möchte fast sagen ein rechter „Wildfang“ und braucht daher auffallend viele Kleider. Dabei fehlt ihr noch

gegütliches Verständnis. Als nun Angelina das arg geputzte Kleidchen sah, schüttelte sie mißmutig ihr schwarzes Trostköpfchen und sagte: „Ich reiße mein altes Kleid lieber gleich ganz zusammen, dann bekomme ich wieder ein neues!“ — Doch da kam sie bei Franziska böß an. „We Angelina“, fuhr diese sie an, „denkst du denn gar nicht an den Schweiß unseres Vaters? Jeden Morgen geht er schon in aller Frühe zu den Trappisten und arbeitet dort den ganzen Tag bis zum späten Abend, damit er uns Brot und Kleider kaufen kann. Wie magst du doch so etwas sagen? Umubi wena, mubi impela, du böses, ganz böses Mädchen!“

Michael, der Vater der beide Kinder, hat dieses Gespräch belauscht; er erzählte es mir selbst am kommenden Morgen, rühmte dabei seine kluge Franziska und dankte mir für den täglichen Unterricht, den ich ihr erteile. „Ich weiß recht wohl“, sagte er, „du unterrichtest unsere Kinder gut. Seit Franziska die Schule besucht, ist sie ungemein verständig und klug. Fast jeden Tag erzählt sie mir zu Hause, was sie beim Unterricht wieder Neues gelernt hat.“

Und die kleine Angelina? — Nun so ganz unangenehm läßt man ihr kleines Trostköpfchen doch nicht durchgehen. Auch sie muß geputzte Kleidchen tragen und sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Wollen sehen, wie bei ihr der Schulunterricht einmal anschlagen wird.

Am Tage vor Aschermittwoch besuchte ich meine Schüler, mit welcher Gesinnung sie am kommenden Morgen dem Priester sich nahen und das hl. Aschentreuz empfangen sollten. Die Unterrichtsstunde neigte sich schon dem Ende zu, als ein kleiner Schelm von etwa 7 Jahren sein schwarzes Fingerchen erhob zum Zeichen, daß er etwas auf dem Herzen habe.

„Was wilst du denn, Ernst? Sag' es ruhig!“ ermunterte ich den Kleinen. „Nkosazana“, erwiderte er, „ich möchte bloß fragen, ob wir am nächsten Samstag auch zum Bache gehen dürfen, um uns gründlich zu waschen.“ „Gewiß, warum denn nicht? Das kann dir gar nicht schaden“, versicherte ich ihn, indem ich ihn ein wenig am Ohrenläppchen zupfte, das, wie der ganze Knirps, an Reinlichkeit schon zu wünschen übrig ließ.

„Ich meinte bloß“, begann er schüchtern einzureden, „wir könnten beim Baden auch den Kopf unter's Wasser bringen und dabei das hl. Aschentreuz wegwaschen!“ — Jetzt begann ich erst zu begreifen! Siehe, der tiefgläubige Junge wollte das kirchliche Sakramentale noch lange über den Aschermittwoch in Ehren halten. Anfangs mußte ich über sein Bedenken lächeln, später aber dachte ich mir: Diese schwarzen Kleinen haben einen solch tiefen Glauben und eine solche Ehrfurcht vor den Gebräuchen unserer hl. Kirche, daß sogar wir selbst noch davon lernen könnten.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich am Aschermittwoch selbst und zwar in Bezug auf das kirchliche Fastengebot. Unser Ehrw. Vater Gerard hatte am vorausgehenden Sonntag den Erwachsenen bei der Predigt dieses Gebot genau erklärt und eingeschärft. Nun pflegten aber die schwarzen Neubekehrten das Wort des Priesters viel ernster und genauer zu nehmen, als manche Weiße. Sie waren, als sie aus der Kirche kamen, so voll von den Gedanken an's kirchliche Fastengebot, daß sie auch auf dem Wege und noch mehr zu Hause miteinander darüber redeten. Hier hörten

es auch die Kinder, und wie mächtig bei ihnen, die ja kein Mensch hatte zum Fasten verpflichten wollen, die Sache einschlug, sollte ich, wie gesagt, am Aschermittwoch erfahren.

Wie ich da kurz nach dem Gottesdienst mit Schwester Ludovika, der Kindergärtnerin, ins Christendorf hinauswandere, kommen mir schon die Kinder, groß und klein, entgegengeläufen. Jedes trägt sein Schüsselchen mit dem Mittagessen auf dem Kopf. Sie grüßen zwar freundlich wie sonst, doch lagert heute ein heiliger Ernst auf allen Gesichtern. Ich wußte anfangs nicht, was das zu bedeuten habe, doch bald sollte es mir klar werden: Es war eben Fasttag, und die Kleinen glaubten in ihrer Unschuld, sie seien gerade so streng daran gebunden, wenn nicht noch strenger, wie die Erwachsenen.

So führte z. B. die vierjährige Thelka ihr um zwei Jahre jüngeres Schwesterchen Philomena, das trippelnd nebenher lief, in die Stube des Kindergartens herein und stellte ihr Eßschüsselchen auf den Schrank. Philomena blickte begehrend zum älteren Schwesterchen auf, streckte die kleine Hand aus und bat um ukudhla (Eißen). — Da stellte sich aber Thelka in Positur, stännte die drallen Händchen in die Seite und sprach zu Philomenchen in verweisendem Ton: „Seute ist Fasttag! Da wird nicht immer gegessen!“ Dann wandte sie sich an Schwester Ludovika mit der Erklärung: „Schwester heute gibt's keine amasi (saure Milch), heut' essen wir nur Kürbisse; es ist Fasttag!“

Und so wie Thelka dachten und sprachen alle übrigen, und die vier- und fünfjährigen waren schon die Zuchtmeister der noch jüngeren. Da ist z. B. unser wackerer Josimus, der Sohn unseres Storkerpers August Haller. Das Bübchen mit seinen rabenschwarzen Haaren und großen, klugen Augen ist vier Jahre alt; man könnte ihn aber seiner schwächlichen Konstitution wegen erst für dreijährig halten. Dieser nun setzt sich um die Mittagszeit mit seinem andert-halbjährigen Brüderchen Pontian an den Tisch und gibt demselben aus seinem Becherchen, in welchem schwarzer Kaffee ist, zu trinken. Doch kaum hat Pontian die ungewohnte Flüssigkeit gekostet, da hört er schon zu trinken auf und schüttelt unwillig sein krauses Wollköpfchen, während sich der Mund in ganz bedenkliche Falten verzieht.

Josimus verfolgt mit Kennerblick die veränderte Physiognomie seines Tischgenossen, klopft ihm beschwichtigend auf die Schulter und sagt: „Tula 'mfana! Siyazila namhla; aluko ubisi!“ Still, mein Bübchen, heut' fasten wir, und da gibt's keine Milch!“

Endlich begann sich Pontian eines Besseren und trank die schwarze Brühe in stiller Resignation bis auf den letzten Tropfen aus. Was konnte man machen? Es war eben Fasttag! Josimus hatte es gesagt, und der mußte es doch wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Was Hänschen gelernt, treibt Hans gern.

Reminiscenz von Abt Franz Pfanner †.

Dem Ziegenböcklein und Kälbchen ist es eigen und ein wahres Bedürfnis, zu hüpfen und zu springen. Ebenso wollen gesunde Kinder spielen. Diese Spiele sind in den verschiedenen Gegenden verschieden. In meiner Heimat, in dem zwischen dem bairischen Allgäu und dem Bodensee gelegenen Gebirgsland war zu meiner Zeit unter Knaben das beliebteste Spiel

das „Hosenslupfen.“ Es findet statt, um die gegenseitigen Körperkräfte zu messen und besteht einfach darin, daß einer den andern zu Boden zu werfen sucht, wo er ihn dann so lange festhält, bis der Besiegte bittet, ihn aufstehen zu lassen.

Lupfen ist ein altsächsisches Wort und heißt aufheben. Dieses Wörtlein haben die alten Sachsen mit nach England hinübergenommen; und jetzt noch heißen die Engländer allerorts das Aufheben „lift“, indem sie in allen Wörtern mit „pf“, das „p“ einfach auswerfen. Dieses Ringen mag darum Hosenslupf genannt werden, weil die zwei Ringenden sich vielfach bei den Hosenslupfen anfaßten und aufheben oder auslupfen.

Boden warf und festhielt. Toni war um ein Jahr jünger, und Hannes mein Zwillingenbruder. Die beiden Köpfe mit ihren rabenschwarzen Haaren lugten unter meinen Achseln hervor, während mein Kopf mit flammend roten Haaren oben herausguckte. Ich ließ sie erst aufstehen, wenn sie sich verdemühten mit der Bitte: „Laß mich los!“ — Mein Vater untersagte uns dieses Spiel nie, auch die Stiefmutter nicht; nur klagte sie, daß sie die ganze Woche wieder Hosenslupfen hängen müsse.

Diese Fertigkeit im Hosenslupfen kam mir sehr auch auswärts zu statten. Wegen meiner roten Haare hatte ich nämlich viel von anderen Jungen zu leiden.



Chornovizen bei der Arbeit.

Mir kommt vor, daß ich in meinen Schuljahren eine besondere Vorliebe für dieses Spiel gehabt haben muß, verbunden mit großer Behendigkeit. Denn ich wußte keinen Buben meines Alters und meiner Größe, der mich darin überwunden hätte. Alles geschah jedoch im Spaß, sine ira et studio, kostete aber viele Hosenslupfen.

Zu jener Zeit — in den dreißiger Jahren — trugen junge Leute bei uns an Werktagen nur zwilchengewebe Hosenslupfen, die aus ungebleichtem Hanfgarn gewoben waren. Deshalb legten wir an Sonntagen abends unsere Tuch- und Zeughosenslupfen ab, um desto ungenierter „Hosenslupfen“ zu können. Dabei kam es nicht so fast auf die Leibeskraft, als auf die Behendigkeit und gewisse Vorteile an; auch war jeder Schlag und Stoß verboten. Mir und meinen zwei Brüdern war nun dieses Hosenslupfen wie das tägliche Brot auch nach beendigter Arbeit, sogar nach großen Anstrengungen wurde „Hosenslupfen“.

In illo tempore heiratete mein Vater zum zweitenmale, und als die neue Stiefmutter ins Haus kam, kannte sie nicht wenig, als sie sah, wie von ihren drei Buben, der rothaarige Wendel die beiden anderen zu

Ich mußte immer der „Rote“ sein; das wollte ich aber nicht leiden. Wenn ein Erwachsener mich so tituliert, so ärgerte ich mich einfach, war es aber einer, der um einen Kopf länger war, als ich, dann gab es einen Hosenslupf und eine Tracht Prügel dazu, doch alles ohne Verwundung. Das kam manchmal einem viel Größeren ganz unerwartet.

Es ist bekannt, daß die Jungen nahe bei der Kirche oder im Dorf etwas feck und unartiger sind, als jene, die weit von der Kirche oder in entfernten Weilern und einsam gelegenen Bauernhöfen wohnen. Wir wohnten fast eine Stunde von der Kirche entfernt, und waren daher im Kirchdorf fast fremd und etwas schüchtern.

Da traf es sich nun einmal, daß ein Bube vom Dorfschäfer auf öffentlichem Kirchplatz mich zur Zielscheibe seines Spottes machte. Ich war damals noch sehr jung und wußte vom Katechismus nur wenig. Unter dem nächsten, den man lieben müsse, verstand ich bloß meine nächsten Nachbarn, aber nicht die im fernem Kirchdorf, und dann glaubte ich, es sei genug, wenn ich die Liebe, die mich in Ruhe ließen. Als selbstverständlich aber galt mir, daß ich mich wehren dürfe und daß ich es immerhin konnte auf einen Hosenslupf ankommen lassen.

Kurz, im nächsten Augenblick lag der Krämersohn zer-
hört und zerzaust am Boden. Durch das Geschrei des
am Boden liegenden aufmerksam gemacht, wendeten sich
auch die auf dem Kirchenplatz stehenden Männer uns zu,
aber niemand wehrte ab, man lachte nur, denn es hieß:
„Der kleine Knirps da wird den großen Bengel doch
nicht auffressen.“ Als die beiden ihre Umarmungen end-
lich aufgaben, war dem Schimpfer das eine Ohrenläpp-
chen in der Hitze des Gejoches arg zu Schaden gekom-
men. — Von jener Zeit an hatte ich auf dem Kirchplatz
und in der eigenen Heimatspfarrei überhaupt so ziem-
lich Ruhe.

Mit zwölf Jahren kam ich zum Studieren nach
Feldkirch, einem damals noch kleinen, unbedeutenden

hätten wir einen großen Umweg in die Stadt nehmen
müssen und wären erst spät in der Nacht heimgekommen.
Sie verbarribadierten sich auch unter dem schmalen Tor
der Burgruine auf alle nur erdenkliche Weise, und die
vordersten suchten mit klasterlangen Dornruten und
Prügeln; einer hatte eine lange Ofenschaukel. Die
Straße war dort sehr eng und teilweise in den Felsen ge-
brochen.

Wir marschierten zu je 4 Mann im Glied. Jeder
hatte sich dorthin gestellt, wo es ihm am besten schien.
Ein Emser (der spätere Dr. Mathis) und ein Graa-
bündtner marschierten an meiner Seite, und wir waren
alle im vordersten Glied. Stillschweigend und mit
heißem Kopf näherten wir uns dem Bollwerk. Wir



Chornovizen bei der Arbeitspause.

Städtchen. Schon am zweiten Tag nach meiner An-
kunft kannte mich jeder Schuster- und Schnitzerbub:
und glaubte wegen meiner brennenden Haare einen
Stein nach mir werfen zu dürfen. Hätte ich damals ge-
wußt, daß die Rastern rote Haare als eine Schönheit an-
sehen, ich wäre wahrscheinlich schon damals unter die
Rastern gelaufen. Da gab es nun in diesem Städtchen
manchen Strauß mit den Stadtbuben; doch verhielt ich
mich bloß defensiv, denn es waren ihrer zu viele. Wäre
auf meiner Seite das Übergewicht gewesen, so wäre es
sicher bald zum offensiven Angriff gekommen.

Ich erzähle dieses, damit man sieht, wie Kaufbolde
nicht geboren, sondern erzogen werden. Hätten uns
unsere Eltern das Spiel des Hosenlupfens nicht so oft
erlaubt, so wäre in mir die Leidenschaft hierzu nicht so
stark und übermächtig geworden. Denn je öfter so einer
gewinnt, desto herausfordernder wird er.

Einmal begab sich unsere zweite Klasse in Feldkirch
auf das unter dem sogenannten „Kopf“, einem Engpaß,
gelegene Feld zu spielen. Gegen Abend kamen auch grö-
ßere Studenten, von der 5. und 6. Klasse, sogen. Huma-
nisten ebenfalls dorthin. Diese drohten uns kleinen
Studentlein, sie würden uns oben am Engpaß nicht
durch das Tor lassen. Wäre ihnen dies gelungen, so

hätten nur unsere Spazierstöcke bei uns. Jeder studierte
bei sich, wen er im ersten Glied der Gegenpartei packen
wolle. Wie auf ein gegebenes Zeichen duckten wir uns
und faßten den Gegner an den Füßen. Anfaßen, Auf-
heben, Niederwerfen war das Werk eines Augenblicks.
So war das erste Glied geworfen, das zweite wehrte sich
nicht mehr lange. Wer nicht entfloß, wurde sogleich
entwaffnet, und ihre langen Stöcke, Dornen und Prü-
gel flogen um die Wette über die Mauer in die Tiefe
des Ill-Flusses. Mit lautem Siegesjubiläum trieben wir
Untergymnasiasten die Humanisten bis vor das Stadt-
tor. Die Herren Professoren ignorierten das Ganze,
weil sie sahen, daß die Humanisten „inhuman“ gehan-
delt hatten.

Wer den Dr. Mathis gekannt hat, wird wissen,
wie schnell er jedem Gegner das Vorgehen angeboten hat,
und ohne ein Stück Erbteil von seinem Vater hätte er
wohl nicht so viele Mensuren im Gesicht gehabt; er hat
sich halt auch lieber geschlagen, als den Kopf zerbrochen.
Was Häschen gelernt, treibt Hans gern. Drum, ihr
Jungen, lernt gute und nützliche Dinge, dann werdet
ihr sie auch im Alter gern treiben.

Sonnenaufgang auf dem Mhembeberge.

Von Dr. Kasimir, O. M. M.

Lourdes. — Ich habe in meiner Jugendzeit vielfach die bayerischen und Salzburger Alpen bereist, und es ist mir bis heute die Erinnerung an manch' schönes, trautes Plätzchen geblieben. Ich möchte sagen, das Herz weitet sich im Hochland und stimmt unwillkürlich mit ein ins Lob dessen, der seinen Kindern zulieb diese herrliche Gebirgswelt geschaffen.

Wer in den Bergen aufgewachsen, hängt sein Leben daran, das ist allbekannt. So mancher Sohn der Berge möchte wohl auch gern dem lieben Gott in der fernsten Heidenmission dienen, doch von den lieben Bergen sich zu trennen, dünkt ihm schwer, ja fast unmöglich. Einem solchen möchte ich zurufen: „Sei unverzagt mein Lieber, Gott hat nicht nur in deiner Heimat Gebirge aufsteigen lassen, sondern auch in andern Erdteilen. Siehe, ich schied selber einst schweren Herzens von der lieben Heimat, habe aber hier im Süden Afrikas einen reichlichen Ersatz dafür gefunden. Schon in Kapstadt staunte ich über den prächtigen Tafelberg, der fast senkrecht vom Meere 1082 Meter hoch aufsteigt und weit in die Lande schaut; ähnlich ging es mir in Durban bei dem Anblick des Bluff und der Vereas und in meiner neuen Heimat Mariannhill, das ja ebenfalls ringsum von Bergen und Hügeln umkränzt ist.

Noch Schöneres aber fand ich auf unseren Stationen, namentlich in Lourdes, wo ich die längste Zeit meines bisherigen Ordenslebens zubrachte. Kommt man von der Nachbarstation Ezenstochau hierher, so imponiert dem Beschauer unter all den Hügeln, die Lourdes in weitem Halbkreis umgeben, namentlich der seiner ganzen Länge nach mit herrlichem Urwald bedeckte Mhembe.

Meine Berufsgeschäfte haben mich oft dorthin geführt. Von der Station bis zum höchsten Punkt des genannten Berg-Plateaus sind es etwa 2½ Wegstunden, und die Aussicht, welche man dort genießt, ist einzig schön. Besonders lohnend aber ist es, von der prächtigen Höhe aus den Sonnenaufgang zu betrachten. Die ganze Natur liegt noch in tiefem Schweigen, nur das Gezirpe unzähliger Zikaden und das zeitweilige Geräusch einiger Nachtvögel unterbricht die geheimnisvolle Stille. Siehe, da rötet sich der ferne Himmel, und bald darauf steigt die Königin des Tages in majestätischem Glanze empor, mit ihrem goldenen Licht die ganze Szenerie überflutend! Und wie sie höher und höher steigt, verflüchtigen sich mehr und mehr die grauen Nebel in den Tälern, die Vögel beginnen ihr Morgenlied, der Himmel ist so rein, so azurblau, und das Auge wendet sich entzückt nach allen Himmelsrichtungen und bewundert die große, weite, herrliche Gebirgs-Landschaft.

So weit das Auge nur reicht, erhebt sich Berg an Berg, und eine Hügelkette neben der andern, bis hinüber zu den im Winter mit Schnee bedeckten Kuppen der Drakensberge. Dazwischen aber liegen, von zahlreichen Wasserläufen belebt, fruchtbare Talgründe, schmucke Wiesen und Felder, Waldplantagen europäischer Kolonisten und ungezählte Kaffernkraals. Das erfreulichste aber ist, daß sich in diesem heidnisch-protzantischen Land nun auch die katholische Mission in recht hoffnungsvoller Weise bemerkbar macht. Da ist vor allem das doppelthürmige Lourdes selbst mit seinem stattlichen Komplex von Schulen, Werkstätten und landwirtschaftlichen Gebäuden, rechts und links davon zwei

ansehnliche Christendörfer. Hart am Fuße des Mhembe erblickten wir drunten im Gabane-Tal die Missionsstationen „St. Joseph“, weiter gegen Westen zu folgt „Emaus“, „St. Xavier“ und die neu eröffnete Mission im Bhisital. Auf der anderen Seite ist „St. Bernard“ von dessen Kirchweihfeiern wir vor einigen Monaten erzählten, und von Ferne sieht man auch noch den Umhlabeni-Berg u. Mahaquu in der Nähe der 2 Missionsstationen Ezenstochau und Reichenau. Fürwahr ein hoffnungsvoller Anfang und ein recht erfreulicher Gegenatz zwischen Einst und Jetzt.

Früher war's in der Tat anders. Daran erinnere mich die ganz in der Nähe des Mhembe gelegene Felsenklucht Kwazilaha. Sie ist unter den hiesigen Klippen bis zur Stunde ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens. Dem vor einigen Jahrzehnten pflegte der berückigte Chies u Diba jede mißliebige Person, — ob schuldig oder unschuldig, das war ihm gleich, — mit gebundenen Händen und Füßen von einer hochragenden Felsenspitze aus in die schaurigste Schlucht hinabzustürzen. Wieviele Opfer diese irdische Hölle verschlungen, weiß Gott allein. An ein Entrinnen war da nicht zu denken. Nur bei einem, so wird erzählt, lösten sich während des Sturzes wie durch ein Wunder die Bande, er hielt sich an dem zwischen den Felsen herauswachsenden Gesträuch fest und entkam trotz meiner zahlreicheren Verfolger, die ihm sogleich nachsetzten, glücklich über die Grenze nach Natal. — Doch dies alles gehört nun der Vergangenheit an. Unter der jetzigen englischen Regierung und bei der immer mehr sich ausbreitenden christlichen Religion ist so ein tyrannisches Regiment, wie es ein u Diba und andere Baca-Häuptlinge ausübten, nicht mehr möglich.

Also lieber Leser, wenn du dich vom lieben Gott zum schönen Werk der Mission berufen glaubst, kannst du getrost kommen. Auch Afrika hat seine großen, ganz eigentümlichen Naturschönheiten. Das Höchste und Schönste aber auf Erden ist, unsterbliche Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Ein Krankenbesuch im Königskrale.

Von Schw. Bonaventura, C. P. S.

Mariatrosi. — Zwei Jahre dürften es etwa sein, daß ich zum erstenmale zum Chies Bela-Mela, der etwa 4 bis 5 Reitstunden von unserer Missionsstation entfernt wohnt, gerufen wurde. Damals herrschte eine trübe Stimmung im Königskraal. Der Chies, der wie die meisten seiner Genossen etwas zu tief in den Utschwafatrag zu blicken pflegte, war bedenklich krank geworden und man fürchtete schon für sein Leben. Er hatte auch von der großen weißen „Doktorin“ in Mariatrosi gehört, und sandte eine Botschaft nach der andern, ich möchte doch kommen und ihn besuchen. Zuletzt glaubte ich, seine Bitten nicht länger abschlagen zu dürfen und ließ ihm durch unsern schwarzen Katecheten melden, ich würde am nächsten Tage kommen.

Es war am 5. August, am Feste Maria Schnee, als ich mich in Begleitung eines unserer Marienhäuser-Mädchen auf den Weg machte. Als ich mich dem Kraale näherte, stand schon das Großweib des Königs mit einer Menge schwarzen Volkes zum Empfange da, und als ich durch die Umzäunung ritt, begann die Musik ein Stückchen aufzuspielen. Leider wurde dadurch mein Köpfelein scheu, sodaß ich nur mit Mühe aufsteigen konnte. Doch rasch kam mir die Infokilagi

(das Großweib) zu Hilfe; mit einer wahren Baßstimme gebot sie Ruhe, befahl mein Pferd abzufatteln, es in den Stall zu bringen und gut zu füttern. So gar den kleinen Stock, den ich als Reitpeitsche benutzte, gebot sie, in sicheren Verwahr zu nehmen. Auf ihr bloßes Wort regten sich hunderte von Händen und Füßen, denn sie sprach, wie jemand, der Gewalt hat. Zuletzt rief sie ihren Leuten in drohendem Tone nach: „Ich sage euch, daß ihr alle meine Befehle auf's genaueste ausführet!“

Ich bekam ordentlichen Respekt vor dieser Frau, die ein solches Kommando über ihre Untertanen führte. Sie war eine große, mächtig gebaute Frau, unterschied sich jedoch in ihrer Kleidung in nichts von den übrigen Weibern des Königs; nur fiel mir ihr ungewöhnlich langes Kopshaar auf, das sie in einem langen, dichtverwachsenen Busch nach oben trug. Man kann zwar diese Tracht fast bei allen heidnischen jungen Weibern sehen, doch das Haar-Gebäude dieser Infositazi war wenigstens 12 bis 15 Zoll hoch, und als besondere Zierde war ein zierliches, aus Bein verfertigtes Schnupstabakslöffelchen daran befestigt. Wenn sie zur Türe ein- und ausging, mußte sie ihr Türmchen auf dem Kopf mit beiden Händen halten, damit es nicht anstoße.

Nun kam ein Induna des Königs; er trug einen Stuhl und ersuchte mich im Auftrage seines Herrn, mich in den nächsten Kraal zu begeben und dort auf dessen Ankunft zu warten. Die fleißige Hausfrau muß sich an jenem Tage wohl etwas verchlafen haben, denn als ich durch die kleine, niedrige Türe hinein wollte, flog mir der Auskebricht gerade ins Gesicht. Ich nahm auf dem angebotenen Stuhle Platz. Nun kam ein zweiter Induna und brachte einen mit einem roten Tuche bedeckten Schemel, den er neben mich hinstellte. Ihm folgten drei weitere Indunas, die sich ohne viele Zeremonien in der Nähe des Eingangs auf den nackten Boden niederseßten. Nicht ohne Spannung harrete ich der Dinge, die da kommen sollten. — Nach ein paar Minuten erschien Se. Majestät der König in höchst eigener Person. Ich dachte: „Ehre, wem Ehre gebührt,“ erhob mich und machte ihm mein Kompliment, das er mit seinem Anstand erwiderte. Hierauf nahm er auf dem roten Schemelchen Platz und begann mit der den Kaffern eigentümlichen Umständlichkeit mir seine ganze Leidensgeschichte zu erzählen. Ich hörte ihn gelassen an und begnügte mich, von Zeit zu Zeit eine kleine Zwischenfrage zu

stellen. Als er endlich fertig war, zog ich fein bedächtig meine Meditamente hervor und erklärte ihm des langen und breiten wofür sie gut und nützlich wären. Besondere Anerkennung fand bei Er. kgl. Hoheit seines würzigen Geruches wegen ein Dosis Majoran-Pulver. Er wollte es als Schnupstabak nehmen, namentlich am Abend, wenn er schon ziemlich viel Bier getrunken, und hoffte davon wesentliche Milderung seiner Kopfschmerzen. Ich bedauerte nur, daß ich ihm die kostbare Medizin nicht in einem so schönen Schnupstabaksglase anbieten konnte, wie solche in



Mutters Stütze.

meiner Heimat bei Bauersleuten üblich sind. Das hätte dem Ganzen entschieden noch die Krone aufgesetzt. Uebrigens war der König auch so überaus zufrieden; ein unumstößlicher Beweis hierfür war dies, daß ich nach beendigter Konsultation von ihm persönlich in den eigentlichen Königskraal geführt wurde.

Es ist dies ein großer Rundbau — der heidnische Kaffer führt alle seine Bauten in Kreisform auf — der so recht im Zentrum der vielen aus Stangenwerk, Lehm und Dedgras aufgeführten Hütten gelegen. In der Mitte befand sich der königliche Thronsaal. Er ist ziemlich hoch und mit einem grünen Tuche über-

spannt, sodaß von dem Strohdach nichts zu sehen ist. Auf der einen Seite steht, um zwei Stufen höher als der Fußboden, ein eigentümliches, mit einem roten und blauen Tuche behängtes Holzgestell. Das ist der königliche Thron; unmittelbar nebenan befindet sich ein einfaches Feldbett. Ein Tisch, mehrere Stühle, eine schöne Uhr, eine Lampe, ein mit gewaltigen Hörnern geschmückter Ochsenkopf und eine rot und blau gestreifte Umhüllung bildeten die weitere Ausstattung des merkwürdigen Saales. Von diesem Mittelbau führen nach allen Seiten hin Türen in eine Menge kleiner Nebenzimmer, welche alle untereinander wieder verbunden sind, sodaß man von einem ins andere gehen kann. Ich zählte 14 solcher Türen, die alle recht fein und sauber gearbeitet waren. Einem der erwähnten kleinen Zimmer war ganz mit weißem Stoff überzogen; es ist das Lieblingsgemach des Königs.

Dem gemeinen Volk ist der Eintritt in den Königssaal nicht gestattet; daher werden auch die Regierungsgeschäfte nicht hier, sondern in einer gewöhnlichen, rauchgeschwärzten Hütte neben der Feuerstätte abgemacht, bei guter Witterung wohl auch draußen in dem von einer runden Steinmauer umgebenen Viehkraal. Denn hier auf dem schwarzen, im Laufe vieler Jahre aufgefäulenen Düngerboden sitzt sichs gar weich und warm, hier hat man frische Luft, genießt die freie Aussicht über Berg und Tal und erblickt man die weidenden Viehherden, was für ein Kaffernauge immer der schönste Anblick ist.

Inzwischen kam die Zeit zum Mittagessen. Der König wies mir selbst den Platz an und kehrte, als ich am Tische saß, mit einem Besen den Staub von der Tischplatte. Er bot mir Kaffee an, den ich jedoch dankend ablehnte. Ich hatte von der Station Brot und einige Früchte mitgenommen, das genügte. Nur um ein Glas Wasser erlaubte ich mir den Chieff zu bitten. Im Nu war er verschwunden, und ich hörte, wie er draußen den Befehl gab, mir in einem schönen reinen Gefäße frisches Wasser zu bringen. Nach ein paar Minuten erschien ein schwarzer Prinz von etwa 9 bis 10 Jahren. Er war dem seltenen Gast zu Ehren mit einem weißen Ziegenfell bekleidet und stellte mit einer Amtsmiene ohnegleichen einen Becher frischen Wassers und einen schönen, weißen Teller auf den Tisch.

Später kamen auch die vielen Frauen des Königs herein, und sangen an, über alles Mögliche und Unmögliche zu reden und die sonderbarsten Fragen zu stellen. Am meisten interessierte sie mein Ordenskleid, denn so etwas Schönes hatten sie noch nie gesehen; namentlich der rote Habit stach ihnen in die Augen. Dem schwarzen gilt immer „Rot“ als die schönste, festlichste Farbe. — Nachdem ich gegessen hatte, kniete ich mit dem Marienhausmädchen nieder und betete das Tischgebet und den englischen Gruß. Zu meiner Verwunderung knieten nun auch alle diese heidnischen Frauen nieder und fasteten gleich uns die Hände. Beten konnten sie allerdings nicht, doch es war, als wollten sie uns jedes Wort vom Mund ablesen.

Ich machte nochmals einen Besuch beim Chieff, den ich diesmal auf eine Ziegenhaut ausgestreckt neben dem Utschwalatopfe fand. Er bot mir das rote Schemelchen als Sitz an und sprach dann von der Jagd, der Kinderpest und hundert anderen Sachen. Plötzlich fiel ihm ein, daß ich seine alte Mutter noch nicht besucht habe. Er bat mich, sofort zu ihr zu gehen. Sie wohnte drüben im nächsten Kraal, der mit sechs mächtigen Ochsenhörnern geschmückt war. Ich fand sie als eine hochbetagte

Frau, die wohl schon ihre 85 bis 90 Jahre zählt, und deren Geisteskräfte schon bedeutend abgenommen haben. Nach einigen freundlichen Worten nahm ich wieder von ihr Abschied, denn ich hatte noch einen weiten Weg nach Haus und mußte daher allmählich an die Rückkehr denken.

Als ich mein Kößlein wieder bestieg, kommandierte die Infanterie mit ihrer Stentorstimme wieder alle Kraalinsassen zusammen. Alles mußte kommen, vom ältesten bis zum jüngsten, das noch auf dem Rücken der Mutter getragen wurde, und sich bei mir für den hohen, ehrenvollen Besuch bedanken; kurz das Grüßen, danken und Abschiednehmen wollte kein Ende nehmen, und immer wieder und wieder mußte ich ihnen versprechen, doch bald ein zweitesmal zu kommen.

Nach einem elfstündigen Ritt war ich wieder daheim auf der sieben Missionsstation. Ich war ordentlich müde und hungrig und durstig dazu; doch die gute Küchenschwester war rasch zur Hand, und somit war die brennende Magenfrage bald gelöst. Die gewünschte Ruhe aber konnte ich weniger schnell finden, denn nun kam die ehrwürdige Schwester Oberin und zuletzt eine der sieben Mitschwester nach der andern und ich mußte ihnen noch lange, lange erzählen, von all den wunderbaren Erlebnissen im Kraale des großen Chieff Betamesa.

Eigentümliche Erscheinungen im Missionsleben.

Von Rev. P. Erasmus Hörner, O. M. M.

Im Jahre 1902 hatten wir in der Missionschule St. Peter in Deutsch-Ostafrika einen merkwürdigen Knaben von etwa 10 bis 11 Jahren. Er besaß gute Talente, war auch sonst fleißig und geweckt, und sein Betragen in der Schule sowohl wie der Arbeit ließ nichts zu wünschen übrig.

Nur eines lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den kleinen Burschen: beim Religionsunterricht nämlich traten bei ihm ganz rätselhafte Erscheinungen zu Tage. So oft der Name Gottes, oder Jesus und Maria erwähnt wurde, befielen ihn heftige konvulsivische Zuckungen, die Augen verrohten sich, Schaum trat ihm vor den Mund, er zitterte am ganzen Leib und erstarrte. Beim sonstigen Unterricht, in den Elementarjahren, sowie bei der Arbeit und beim Spiel, war er wie die übrigen Jungen seines Alters.

Ich fragte ihn einmal über sein eigentümliches Verhalten beim Religionsunterricht, allein er konnte mir keinen Aufschluß geben; er wußte nur, daß ihn da gegen seinen Willen trampfhaftere Zuckungen und Verrenkungen der Glieder überfielen, daß er längere Zeit starr und gelähmt dasthe, unfähig zu reden oder sich zu bewegen.

So ging es fast ein ganzes Jahr fort. Weil er ein so großes Verlangen nach der hl. Taufe zeigte, und sein sonstiges Betragen in allem musterhaft war, setzte ich ihn auf die Liste der nächsten Taufkandidaten. Und merkwürdig: vom Tage der hl. Taufe an hörten diese rätselhaften Erscheinungen ein für allemal auf. Er war und blieb ein frischer, geweckter, lebensfroher und zugleich braver und fleißiger Junge, solange ich ihn kannte. Die Lösung des sonderbaren Falles überlasse ich dem Urteile der geehrten Leser.

Aus meinem Tagebuche.

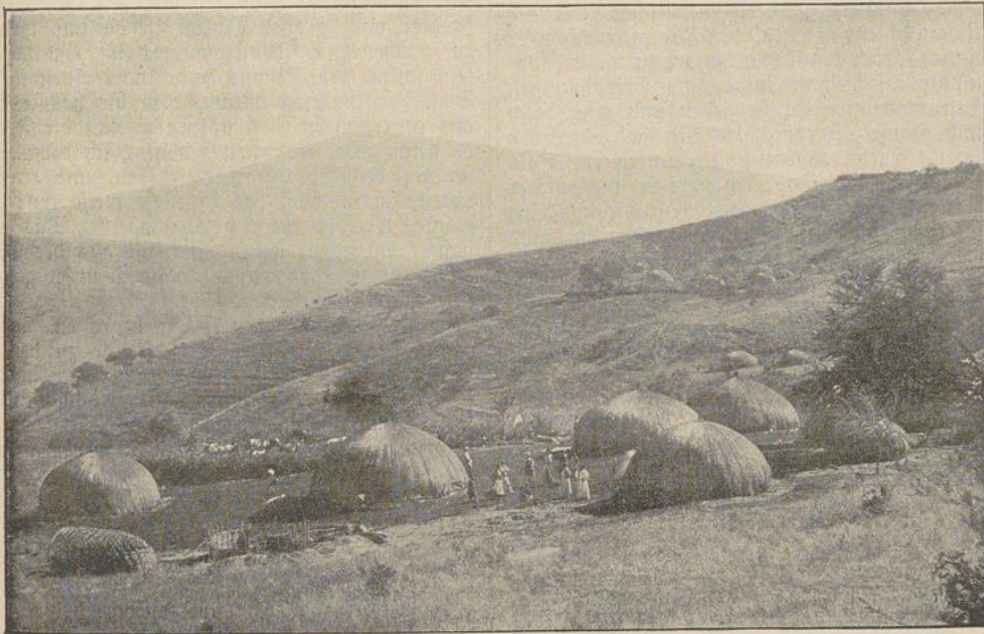
Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus, 1. Januar 1909. — *Kijimus* Bog. — Was soll das sein? Das ist eine kaffrische Umbildung des englischen Christmas-Bog, und bedeutet soviel als Christ-Geschenk, Weihnachtsgabe. Jeder Kaffer, auch der Stochheide, der vom Christentum absolut nichts wissen will, kennt die christliche Weihnachtszeit; noch besser aber kennt oder praktiziert er sein vermeintliches Recht, während dieser Zeit jeden Weißen, dem er begegnet, um eine Weihnachtsgabe anzubetteln. „*Kijimus! Kijimus-Bog!*“ ruft er schon von ferne.

Anspruchsvoll ist er in seinen Forderungen allerdings nicht. Ein alter Hut, eine abgetragene Hose, oder

Emaus, 4. Januar 1909. — Fritz der alte Küchenjunge. — Es ist hierzulande Sitte, daß jede englische Frau, sei sie reich oder arm, einen Küchenjungen hält. Der hat am Morgen Kaffee zu bereiten und ans Bett der gnädigen Herrschaft zu bringen, hat unter Tags die Küche hübsch in Ordnung zu halten und der Hausfrau hunderterlei Handreichung zu leisten, eventuell ganz selbständig zu kochen, kurz, er ist vom Morgen bis zum Abend einfach unentbehrlich. Ist dieser Junge oder „Boy“ noch ein Heide und hat er, was meistens der Fall ist, einen Namen, den der Engländer kaum aussprechen, geschweige denn, sich merken kann, so gibt man ihm irgendeinen der bekannten christlichen Namen wie Jim, John usw. Er verbringt sein Leben meist in der Küche und es geht ihm nicht schlecht; wohl läßt die Behandlung oft zu wünschen übrig,



Kraal am Ümkumbini.

ein Rock oder Hemd, ist ihm hochwillkommen. Steht kein Kleidungsstück mehr zur Verfügung, so begnügt er sich auch mit einem Stück Brot, einer Frucht oder einem kleinen Geldgeschenk. Etwas aber will er haben, denn es ist jetzt *Kijimus*-Zeit, und da muß ihm der Weiße etwas geben.

Alle unsere Missionsstationen sind an Weihnachten von solchen schwarzen Bittstellern geradezu belagert. Drei bis vier Stunden laufen sie oft von allen Himmelsgegenden zusammen. Viele, die man sonst nie in einer Kirche sieht, kommen am hl. Christtag und betrachten mit Verwunderung die Krippe. Ob der geistige Nutzen, den sie daraus ziehen, groß ist, weiß ich nicht, — die Hauptsache bleibt ihnen jedenfalls das zu erwartende Geschenk —, dennoch aber möchte ich den eigentümlichen Gebrauch keineswegs abgeschafft wissen. Es ist immerhin erfreulich, zu sehen, wie sich unter diesen Heiden schon ein spezifisch christlicher Brauch eingebürgert hat, und für manchen aus ihnen dürfte das hl. Christfest und das damit verbundene Geschenk ein Anknüpfungspunkt zu seiner späteren Beteuerung werden.

allein er nimmt das leicht mit in den Kauf, bekommt er doch die Brosamen, die von der herrschaftlichen Tafel fallen, und das genügt ihm.

So ein Küchenjunge oder Boy war auch unser Fritz oder „Freddy“, wie ihn die Engländer nannten. Er ist in der Küche alt geworden. In gewisser Einsamkeit, doch ohne Kummer und Sorge flossen seine Tage dahin. Er mochte sein fünfzigstes Lebensjahr schon um ein bedeutendes überschritten haben, da meldete sich bei ihm der Tod. Die Lungenischwindsucht mit all ihren unverkennbaren Symptomen hatte sich bei ihm eingestellt, und er fühlte, daß seine Tage gezählt seien. Da erinnerte er sich seiner Schwester Susane, die auf unserer Missionsfarm wohnte, und machte sich auf, sie zu besuchen. Der Weg war ziemlich weit, — seine Herrschaft wohnte drunten an der Grenze des Pondolandes — und als unser Kirchhofskandidat in der Nähe von Emaus ankam, verließen ihn die Kräfte, so daß er sich genötigt sah, den nächsten Kraal aufzusuchen.

Einer der Kraalinsassen eilte nach der Missionsstation mit der Meldung, ein fremder Mann, von weit

hergekommen, verlange nach dem Umfundisi. Ich möge schnell kommen und ihn taufen, denn er sei schwer krank und werde bald sterben. —

Ich nahm meine Taufutensilien und machte mich sofort auf den Weg. Da der betreffende Kraal nicht gar weit von Emaus entfernt war, ging ich zu Fuß. Ich fand einen älteren Mann, der gebrochen Englisch sprach, und wiederholt erklärte, er habe „sein Herz verloren“, d. h. mit ihm sei es aus, er habe keine Hoffnung mehr auf Wiedergenehung. Im übrigen schien er mir ein gutmütiger Mann zu sein; er erzählte des langen und breiten, wie er immer als Boy in der Küche gearbeitet habe. Er sei stets unverheiratet geblieben und habe eine dunkle Ahnung, als sei er einmal als Knabe von einem protestantischen Umfundisi getauft worden; sicher wisse er es nicht, und daher wünschte er jetzt von den Ama-Noma getauft zu werden.

Das war nun ein ganz eigentümlicher Fall; ich konnte mich nicht entschließen, den Mann, obgleich er augenscheinlich schwer krank war, sofort zu taufen, sondern begnügte mich, ihm einige gute Ermahnungen und Verhaftungsmaßregeln zu geben und ging dann wieder nach Hause. Fredy hatte sein ganzes Leben lang als Heide gelebt, obgleich er vermutete, er sei als Knabe getauft worden. Dagegen hatte er auch wieder manche Entschuldigung: Er hatte als Küchenjunge keine Gelegenheit gehabt, in eine Kirche zu kommen, niemand hatte sich überhaupt um ihn gekümmert und so er war ohne allen christlichen Unterricht geblieben. . .

Am nächsten Tag berichtete man mir, Fredy habe die ganze Nacht gestöhnt und gejammert und oft irr gesprochen; er werde sicherlich bald sterben, ich möchte doch kommen und ihm die hl. Taufe erteilen, nach welcher er ein so großes Verlangen trage. — Ich ging also wieder hin; heute fand ich den armen kranken Burschen auf seiner armeligen Strohmatten liegend, mit ein paar Lappen unter dem Kopf. Hemd und Rückenrock hatten schon viel Schaden gelitten, und alles wies darauf hin, daß der Kranke schon längere Zeit ohne Arbeit und Verdienst gewesen. In religiöser Beziehung hatte er den besten Willen von der Welt; er war zu allem bereit, er wollte dem protestantischen Irrtum, soweit man bei ihm davon reden konnte, abjagen, wollte als Katholik sterben und bat immer wieder und wieder um die hl. Taufe.

So glaubte ich also nicht länger zögern zu dürfen, spendete ihm in bedingter Weise die hl. Taufe und ebenso die Absolution, hierauf auch die letzte Oelung und sogar die hl. Firmung, wozu wir im Todesfalle ein spezielles kirchliches Privilegium besitzen. So geschäftig und bewappnet konnte der Kranke getrost seinem letzten Stündchen entgegengehen.

Sonntag, den 3. Januar, hatte er ausgerungen. Schon in aller Frühe brachte man die Leiche auf einem Ochsenstullen nach Emaus. Er bekam ein ganz feierliches Begräbnis, denn alle die Leute, die zum sonntäglichen Gottesdienst gekommen waren, gaben ihm das letzte Geleite. Da kein Sarg zur Verfügung stand, begrub ich ihn auf die Art und Weise, wie ich es in Bosnien oft gesehen hatte, d. h. die Leiche wurde einfach mit drei losen Brettern zugedeckt und hierauf das Grab zugeworfen. So ruht also unser Fredy als Katholik in geweihter Erde und harret des Tages der Auferstehung. Seine Seele aber, so hoffen wir, ruhet nun am Tische des Herrn, und findet ihre volle Sättigung in der bejeligenden Anschauung Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Vorheragung einer Sonnenfinsternis.

Im Jahre 1851 war der berühmte Mr. Henry Thynn dem Umopondo-Chief Zatu als britischer Resident-Magistrat im südlichen Gebiete des St. Johns-River beigegeben. Eines Tages machte Mr. Thynn dem alten Häuptling einen Besuch und während er mit ihm so zusammen saß, fiel es ihm ein, daß am nächsten Morgen eine Sonnenfinsternis stattfinden werde. Er machte den Chief darauf aufmerksam, sagte ihm, er solle am kommenden Morgen wohl auf die Sonne achtgeben und kehrte dann nach seiner Wohnung, die etwa drei engl. Meilen vom Kraale des Häuptlings entfernt sein mochte, zurück.

Am nächsten Morgen hatte Thynn ganz auf die Sache vergessen, nicht so Zatu; denn während ersterer ruhig bei seinem Frühstück saß, stürzte plötzlich ein Kaffernjunge ins Zimmer mit dem Ruf: „Ein Gesandter vom großen Intosi ist da und wünscht Sie zu sprechen!“ — Thynn wunderte sich, was denn da los sein sollte, geht hinaus und findet einen förmlich in Schweiß gebadeten Mann, dem die höchste Erregung aus dem ganzen Gesicht sprach. Auf die Frage, was es denn gebe, entgegnete jener: „Ich komme als Gesandter des Zatu, meines Herrn, und er läßt dich bitten, du möchtest das ja nicht mehr tun!“ „Thynn fragte, was er denn getan habe.“ „Was du getan hast?“ entgegnete jener, „du hast aus der Sonne ein Stück herausgebrochen und dadurch unser ganzes Volk in großen Bedrücken versetzt.“

Jetzt begann Thynn erst zu begreifen. Da er übrigens ein Spaßvogel war, sagte er zu dem Boten: „Melde Zatu, deinem Fürsten, ich würde dafür Sorge tragen, daß bis morgen alles wieder hübsch in Ordnung ist.“ — Am nächsten Morgen fand der Chief, daß der englische Magistrat getreu sein Wort gehalten. —

F. W. Shepstone.

Wichtiger Auftrag.

(Siehe Bild Seite 6.)

Jetzt seht Euch mal das Bildchen ganz genau an! Ist denn das nicht Rottäppchen? Ich glaube gar! Die Mutter hat dem Mädchen sein rotes Käppchen umgebunden und einen Korb voll seiner Kuchen gefüllt. Da guckt eine neugierige Flasche über den Rand, die süßen Wein enthält, damit Großmutter bald wieder Kräfte bekommt. Und zarter Schinken ist drin im Korb und weißes Brot und Eier! Und nun gibt Mütterchen ihr den Korb an den Arm und dazu viele, gute Lehren. „Der Weg ist weit und geht durch großen Wald, also verlaß Dich nicht Rottäppchen! Nimm Dich auch vor dem bösen Wolf in Acht, damit er Dir nichts tut. Wenn Du zum Großmütterchen kommst, dann sage ihr viele, viele Grüße und nun geh, mein Mädel und vergiß mir nichts.“ Und Rottäppchen schüttelt lachend den Kopf und springt davon, ganz erfüllt von dem Gedanken, solch' wichtigen Auftrags erhalten zu haben.

Goldkörner.

Sucht alter Leute Tage zu verschönern, Im Alter laßt ein warmer Trunk so sehr, Und das Verzärteln und Bewöhnen — Dem Alter schadet es nicht mehr.

Frida Schanz, Aehrenle.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schuttpatron der Priester.

Hier, der ehrwürdige Gründer der Genossenschaft von Saint Sulpice in Paris, deren besondere Aufgabe es ist, junge Geistliche heranzubilden, hat den hl. Joseph zu einem der Schutzpatrone seiner Genossenschaft ernannt. Denn er sah zwischen diesem großen Heiligen und dem Priester eine Ähnlichkeit, die er in folgenden Worten ausdrückt:

„Besonders den Priestern kommt es zu, in ihrem Verhalten gegen die Seelen, deren Leitung ihnen anvertraut ist, sich den hl. Joseph zum Vorbild zu nehmen. Dieser große Heilige leitete und erzog Jesus im Geiste seines himmlischen Vaters, voll Milde, Weisheit und Klugheit. So sollen auch wir diejenigen behandeln, die uns anvertraut sind, mit derselben Liebe und Aufmerksamkeit, die der hl. Joseph unserem Herrn gegenüber hatte. Seien wir ihnen Vorgesetzte in Gott, aber betrachten wir uns als ihnen untertan, wie der hl. Joseph der in Jesus stets seinen Herrn sah, obgleich er ihn erziehen mußte und über ihn gesetzt war im Namen und an Stelle des himmlischen Vaters. Darum habe ich den hl. Joseph zu einem der Schutzpatrone des Seminars ernannt, da der Herr diesen Heiligen ganz besonders die Sorge für die Priester übertragen hat, wie er mir in seiner Gnade kund getan.“

„Die Apostel,“ sagt der berühmte Suarez, „trugen in die ganze Welt den Namen, die Lehre und die Gnade Jesu Christi. Der hl. Joseph aber trägt unsern Heiland selbst nach Jerusalem und nach Aegypten, nach der Stadt und nach dem Lande, welche das auserwählte Volk und das Heidentum, das heißt der Völker des ganzen Erdballs darstellen.“

Wenn man darüber nachdenkt, so findet man in der Tat eine Ähnlichkeit zwischen dem Priester und dem hl. Joseph in Bezug auf unseren Herrn. Dieser große Heilige war nicht der wirkliche Vater des Erlösers, aber er hatte von Gott die volle Gewalt eines Vaters erhalten. Er trug das göttliche Kind auf seinen Armen, beherrschte und nährte es in seinem Hause, kleidete es und versah es mit allem Nötigen. Und dies tat er aus Liebe zu Gott und zum Wohle der Menschen, deren Erlöser Jesus war.

Auch dem Priester ist von Gott Gewalt gegeben über den Leib des Herrn im allerheiligsten Altarssakramente, welches er zur Ehre des Allerhöchsten und zum Heile der Menschen verwaltet. Er trägt Christus in seinen Händen in der hochheiligen Eucharistie, er gibt ihm Wohnung im Tabernakel und reicht ihn den Gläubigen zur Nahrung der Seele. (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Klemens Brentano spricht sich einmal über Anna Katharina Emmerich folgendermaßen aus:

„In die ungläubige Wüste der Zeit hinausgeschendet, soll sie mit den Zeichen der gekreuzigten Liebe versiegelt, für die Wahrheit derselben zeugen. Welch eine Aufgabe, die Siegeszeichen des lebendigen Gottes, Jesus von Nazareth, des Königs der Juden, am eigenen Leibe zu tragen vor den Augen der Welt und den Augendienern des Fürsten der Welt!

Es gehört ein großer Mut dazu, und es ist nur mit der Gnade Gottes möglich, den meisten ein Argernis, ein Verdacht, ein Zweifel und allen ein Rätsel zu sein; als ein Gegenstand allgemeiner Beobachtung, als ein Mittelpunkt der verwirrtsten Gerede und Erklärungen gekreuzigt am Wege aufgerichtet zu stehen, wo Unglaube und Aberglaube, Bosheit und Einsicht, Hoffart der menschlichen Wissenschaft und die untertänige Niedertracht der aufgeklärten Flachheit ihre Straßen kreuzen.

Arm, in gemeinnisvoller Krankheit hilflos, gemartert, von der nächsten Umgebung nicht verstanden und daher oft unwillkürlich mißhandelt, im notwendigen Gefühle unendlicher Einsamkeit, mitten in der größten Bedrängnis anstürmender Neugier um so einsamer, weil ohne seinesgleichen und in steter Erfahrung aller möglichen Verlehrtheiten und Verdächtigungen die ununterbrochene Zumutung erfahrend, nicht einen Augenblick die Geduld zu verlieren, immer gefällig, demütig, milde, weise, verständig, erbaulich nach dem Maßstabe der verschiedensten Menschen zu sein, die alle diese Forderungen nicht an sich selbst machen — wahrhaft eine Riesenaufgabe für eine arme Klosterfrau aus geringem Bauernstande, ohne andern Unterricht als ihren Katechismus, aus einer Zeit, da der höhere Geist meist aus den Klöstern gewichen war, und in der selbst nur wenige Priester die Gelegenheit gehabt haben mochten, sich in der Führung der Seelen in solchen Zuständen zu unterrichten.“

Schulterwunde. — Als Dekan Kenning die Selige einmal fragte, ob sie wohl auch auf der Schulter eine Wunde hätte, entgegnete sie: „Unser göttlicher Heiland hat eine sehr schmerzliche Wunde auf seiner hl. Schulter gehabt, die ihm das schwere Kreuz eingedrückt hat. Ich selbst habe diese Wunde (äußerlich) nicht; die Schmerzen davon aber habe ich schon lange in meiner Schulter gefühlt. Ich habe die hl. Schulterwunde schon von Jugend an verehrt, weil diese Verehrung unserm lieben Heiland besonders gefällt. Als ich noch im Kloster war, hat er mir einmal geoffenbart, daß die Schulterwunde, an welche so wenig gedacht werde, Ihm sehr große Schmerzen verursacht habe, und daß es Ihm so lieb sei, wenn man sie verehere, als es Ihm lieb gewesen wäre, wenn Ihm, da er das schwere Kreuz getragen, jemand aus Mitleid dasselbe abgenommen hätte, um es für Ihn nach dem Kalvarienberge zu tragen. Als Kind von sechs bis sieben Jahren habe ich, wenn ich allein war und an das Leiden des Herrn dachte, ein Stück schweres Holz oder eine andere Last, die ich kaum schleppen konnte, mir auf die Schulter gelegt.“

Eine Erzählung aus alten Tagen.

1. Kapitel. Wie Tschaka nach Harding kam.

„Debo Nkosi, ja mein Herr“, sagte der alte A-nd-ia, indem er am Eingang seiner Hütte saß und gar bedächtig eine Pfeife nahm, „ja, ich bin jetzt alt, uralt, einer von den Allerältesten. Ich war schon da, ehe die Amabunu (Buren) ins Land kamen, und bevor noch der schwarze Elefant (Tschaka) aus dem

Zululande hervorbrach und alle Männer des Landes bluttriefend machte.“

Verwundert besteteten bei diesen Worten zwei junge Europäer ihre Blicke auf das alte Männchen mit seiner sonderbaren Gestalt. Der schwarze Gummiring hing ihm lose um den eingekrumpten Schädel, und die langen schwächlichen Arme bestanden nur noch aus Haut und Knochen. Man hätte ihn, wie er so am Boden saß, fast für ein altes, gräuliches Götzenbild halten können. Die runzeligen, mit dicken Schwielen bedeckten Kniee, sowie eine Menge grauschimmernder Narben an verschiedenen Stellen des Leibes gaben ihm ein aschfarbenes Aussehen, und man konnte ihm leicht Kredit geben für die hundert Jahre und darüber, deren er sich rühmte.

„O umlungu, weißer Mann,“ fuhr Reschla fort, „in jenen Tagen waren in unserm Lande die jungen, waffentragenden Männer so zahlreich wie die Maisköpfe auf einem großen fruchtbaren Ackerfeld; aber da kamen die Zulus daher wie die Heuschrecken und fraßen sie auf.“

Wir von dem Volke der Pondomiji, die wir jenseits des großen Flusses wohnten, hörten zwar gerüchtweise von dem vielen schrecklichen Morden, das überall vor sich ging, doch wir lachten nur darüber. Ja, wir lachten; Wir hatten Pferde und Affegais und einige Gewehre. Was sollten wir also fürchten?

Da eines schönen Abends — es war ein Abend gerade wie der heutige — sollten wir die Zulus zum erstenmale zu Gesicht bekommen. Es war dort, wo jetzt zu Harding das Haus des Kosi Kulu (Magistratsgebäude) steht. Die Knaben waren eben daran, das Vieh gegen die Kraals und in die Jibanas zu treiben. Das Vieh brüllte, die Mädchen sangen und tanzten, und die jungen Burjchen ließen ihr schrilles Pfeifen hören, da erschauete ich sie von Ferne. Ich war eben damit beschäftigt, meines Vaters Herde heimzutreiben und blickte dabei ganz von ungefähr einmal über meine Achseln. Siehe, da gewahrte ich zwei Krieger, die mit langen Schritten über die mit üppigem Gras bedeckte Anhöhe herabkamen. Sie waren groß von Gestalt, und trugen als Waffen Schilde, Knotenstöcke und Affegais. Um die Kniee und Ellenbogen herum waren sie mit Federn geschmückt, und auf ihren Köpfen wehten lange weiße Federbüsche.

Mit dem Angstschrei „die Zulus, die Zulus kommen!“ rannten die Weiber und Kinder fort und versteckten sich im nahen Busch. Ich aber gestellte mich zu den Männern im Kraale, die erregt nach ihren Knotenstöcken und Affegais griffen. Wbono, unser Chief, brachte ein altes Gewehr hervor, das aber nicht lösging.

Als die beiden Zulu-Krieger uns erblickten, warfen sie stolz die Köpfe zurück und lachten. Hau! Das tönte wie das Brüllen junger Löwen, wenn das Echo von den Hügeln widerhallt.

„Sanibona‘ wir sahen euch,“ riefen sie uns zu. Kurz und mißtrauisch erwiderten wir den Gruß. Da begannen jene:

„Wir entbieten den Gruß vom König der Könige, dem großen schwarzen Elephanten, dessen Füße die Welt erzittern machen, an euch, ihr erbärmliches Staubgewürm. Zu ihm, dem Großen und Mächtigen, sollt ihr sofort euer Vieh senden und die schönsten und anmutigsten euer Töchter! Desgleichen sollen alle eure Chiefs kommen und sich in Demut niederwerfen zu den Füßen Tschalas, des großen schwarzen Elephanten,

ten, — möglich, daß er euch dann euer elendes Leben schenken wird!“ — So sprachen zu uns die beiden Zulu-Krieger.

Da erhob sich Maschlope, einer unserer tapfersten Männer, und ergoß sich in einer Flut von Schmähreden gegen die Gesandten des fremden Königs. Er nannte sie Hunde und die Söhne von Hunden, ungezogene Schlangenbrut und was ihm sonst noch gerade einfiel. Zuletzt schwang er seinen Affegai und schleuderte ihn mit aller Macht gegen die Zulus. Doch der prallte wirkungslos an ihren vorgehaltenen Schilden ab, Maschlope dagegen lag in der nächsten Sekunde tot am Boden. Einer der beiden Zulus war wie ein Löwe auf ihn zugerannt und hatte ihm den Affegai von einer Seite zur andern mitten durch den Leib gestoßen!

Unser waren über hundert. Mit lautem Geschrei drangen wir sofort von allen Seiten auf die feindlichen Krieger ein, doch wir prallten an ihnen ab, wie die Bogen an einem Felsen. Fünf Minuten — und ein Duzend der Unserigen lagen neben einem Zulu tot am Plage. Der Ueberlebende aber rannte schleunigst hinweg. Droben auf dem Kamme des Hügels machte er Halt, wandte sich um und schwang drohend seinen Affegai gegen unseren Kraal mit den Worten: „Wartet nur, ich werde wiederkommen und zwar nicht alleine!“

Wir setzten ihm auf unsern Pferden nach, konnten ihn jedoch nirgends mehr erblicken. Erst ein paar Monate später sollten wir ihm abermals begegnen.

„Möge der weiße Inkos mich gütigst entschuldigen,“ schaltete hier der schwarze Erzähler ein, „daß ich sitzen bleibe. Weiß wohl, daß ich eigentlich vor euch Herrn stehen sollte, allein meine Beine sind nicht mehr so stark, als in den Tagen, da ich von den Zulus davonlief wie ein Rehbock.“

Die Erlaubnis, ruhig sitzen zu bleiben wurde natürlich gerne gewährt. Reschla beförderte mit einem weißen beinernen Löffelschen nochmals ein gehöriges Quantum Tabak in seinen breiten Gesichtsvorsprung und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Unsere Herzen waren schwer, weil wir den Zulu getötet hatten, und der Schatten einer großen Furcht war auf uns gefallen. Die jungen Burjchen sangen nicht mehr, wenn sie ihre Pferde den Hügel hinantrieben, noch hörte man die Stimmen der Mädchen, wenn sie die Maiskörner zwischen den Steinen zerrieben. Ueber dem ganzen Lande lag etwas Schweres, wie der Himmel schwer wird, wenn ein Gewitter im Anzug ist.“

Unser Chief aber sandte Boten aus an alle umliegenden Stämme, sie möchten kommen und Hülfe leisten im Kampfe gegen die Zulus. Ich selbst wurde zu den Pondos geschickt, jenseits des Flusses. Während ich nun durch die Trist watete, kam es mir vor, als wäse das muntere Wasser all’ meine östliche Furcht hinweg, und als ich das jenseitige Ufer erstarrte, schwang ich meinen Affegai wieder wie zuvor und sang aus voller Brust, denn ich war damals noch jung und voll Leben, wie ein übermütiges Fohlen in ungebändigter Kraft.

Als ich mich dem großen Umuzi (Königskraal) nahte und die Hunderte und Hunderte von Hütten sah, und die Männer, wie sie auf ihren Rossen sich tummelten, und das Vieh, das nebenan so friedlich grasete, da schwoll mir das Herz in meiner Brust und voll Selbstbewußtsein rief ich aus: „Wer kann der Macht

der Pondos widerstehen und all ihren Streitrossen? Daß die Ama-Zulus nur kommen; die Pondos werden sie zurückjagen wie eine Herde Schafe!"

Ich betrat den Königstraal, huldigte in Ehrfurcht dem Nkosi Nkulu, dem großen Häuptling der Ama-Pondo und entbot ihm den Gruß Ugasas, meines Fürsten, der da wohnte jenseits des großen Flusses. Ich sprach von den Ama-Zulu, die gekommen seien, unser Land aufzufressen, und von Tschaka, dem schwarzen Elephanten, und von seinem Wort, daß alle Fürsten kommen und ihm huldigen müßten, und daß wir all' unser Vieh ausliefern müßten und unsere schönsten Mädchen. . . .

Daß wir einen der beiden Gesandten Tschakas im Streit erschlagen hatten, erwähnte ich nicht, sondern sagte nur: „Das ist das Wort Ugasas, meines Fürsten: „Wollen die Ama-Pondos an unserer Seite streiten, so wollen wir den Kampf aufnehmen mit den Ama-Zulus. Rufet daher alle die schwarzen Stämme zusammen, und wir werden die Zulus vertilgen, wie man die Heuschrecken vertilgt auf einem Ackerfelde!“

Da die Ama-Pondos diese Worte hörten, setzte sich der Nkosi und seine Indunas zu einer langen Beratung zusammen. Man redete lang und redete viel, denn Schrecken hatte sie ergriffen vor Tschaka, dem schwarzen Elephanten, und seinen Soldaten. Ihre endgültige Entscheidung aber war diese: „Sage Ugasas, deinem Fürsten, daß, wenn der Zulu an den Umtamvuna kommt, die Ama-Pondos kämpfen werden. Ist aber dem Ugasas bange vor den Ama-Zulus, dann möge er sich verstecken im Walde Ingeli.“ —

Das war kein guter Bescheid. — Mit gebrochenem Herzen wandte ich mich und kehrte traurig den Weg zurück, den ich kurz zuvor so mutig und hoffnungsvoll gekommen war. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. M. M.

Unsere Außenschule in Salima zählt gegenwärtig 45 Kinder. Wegen der Isolierung des Platzes — Sa-

lima wird von drei Seiten vom großen Kei-River umflossen und ist von der vierten von hohen Bergen eingedringt — haben wir nur geringe Aussicht, die Zahl der Schüler noch viel höher zu schrauben, höchstens, daß wir es noch auf 60 bringen können. Bisher war die dortige Schule nur eine private. Am 3. Juni 1909 kam ein von der Regierung gesandter Inspektor und nahm daselbst die erste staatliche Prüfung



Bei der Großmutter. Gemälde von W. Haselmann.

vor. Er war mit den Leistungen der Kinder sehr zufrieden und sprach sich offen in höchst befriedigender Weise darüber aus.

Am folgenden Tag visitierte er die erst kürzlich eröffnete Schule in Zigudu. Er fand daselbst 85 Kinder vor und konnte sich nicht genug wundern über das rasche Aufblühen dieser Schule und die Fortschritte dieser sonst so übel beleumundeten Tembukinder. Beide Schulen, Salima sowohl wie Zigudu, wurden noch am

gleichen Tag in die Liste der Regierungsschulen eingetragen.

Die Bewohner von Saliwa gehören ohne Zweifel zu den besten der umwohnenden Schwarzen. Sie zählen auch zu einem anderen Stamm, nämlich zu den der Gasekas und sind seinerzeit von Kentani, das am Meere liegt, da heraufgezogen. Die Christen sind recht zutraulich zu ihrem Umfundisi (Missionar) und bekunden jedesmal eine wahrhaft kindliche Freude, wann er zu ihnen kommt. Auch die dortigen Heiden benehmen sich recht freundlich und zuvorkommend, und die meisten von ihnen schicken ebenfalls ihre Kinder zur Schule. Desgleichen ist die Missionschwester, die täglich von Keilands nach Saliwa geht, und dort Schule zu halten, sowohl bei den Erwachsenen wie bei den Kindern überaus beliebt. Viele Kinder kommen ihr jedesmal eine Strecke weit entgegen, um sie abzuholen, und kommen sie, was oft geschieht, nach Keilands herüber, so versäumen sie nie, ihrem Umfundisi einen Besuch abzustatten. Fragt er sie, was sie wollten, so antworten sie in der Regel: „Nichts; wir wollen dich bloß sehen.“

Kürzlich brachte ich ihnen eine Spieldose, die leider stark beschädigt war, in die Schule mit und stellte sie zu den Füßen einer kleinen Statue des Jesukindes nieder. Als alle da waren, zog ich das Uhrwerk auf. Zuerst war alles mäuschenstille, bald aber drehten sich die schwarzen Wollköpfchen und eines schaute das andere an. Endlich näherten sie sich langsam dem Altärchen, warauf die Statue und die Spieldose stand. „Was ist denn das?“ fragte ich einen der Kleinsten. „Der kleine Jesus singt,“ antwortete er, „horch, wie schön er singen kann!“ — „Jetzt hat er geschrien,“ bemerkte ein zweiter Knabe, als gerade ein falscher Ton heraustrat. Und nun ging ein Jubel und ein Spektakel darüber los, daß nun der kleine Jesus auch singen und schreien könne! — Das liebe Jesukind gilt überhaupt viel, ja alles bei diesen reinen, unschuldigen Kinderseelen. Als ich einmal ein kleines, kaum vierjähriges Mädchen fragte, wer unser Erlöser sei, erwiderte sie prompt: „Der kleine Jesus.“

Als Kuriosum sei noch folgendes erwähnt: In der Nähe unserer Schule in Saliwa befindet sich der Kraal eines heidnischen Regendoktors. Die Aufnahme, die wir dort fanden, als ich mit P. Rektor zum erstenmale in die Nähe kamen, ließ an Freundlichkeit schon zu wünschen übrig. Namentlich zeigte die Frau, die ihren Mann im edlen Zauberwerk getreulich unterstützt, ihr Mundwerk tüchtig in Bewegung. Von den Titeln, mit denen sie uns beehrte, will ich schweigen und erwähne nur ihre Ansicht über die Schule. „Wenn einmal meine Kinder in eure Schule gehen wollen,“ schrie sie uns an, „so schlage ich sie einfach tot!“

Diesem Zauberer nun wurde voriges Jahr von den umwohnenden Heiden der Kraal angezündet, weil er zur Zeit großer Trockenheit keine Regen fertig brachte. Er baute sich in der Nähe einen neuen Kraal, allein da er auch heuer keinen Regen machte und zwar zur Zeit, da man ihn gar so dringend benötigt hätte, zündeten sie ihm auch diesen Kraal an. Es geschah das nicht so fast aus Rache, als vielmehr in der klugen Berechnung, der berühmte Doktor werde, wenn sein Haus in hellen Flammen stände, sicherlich darauf regnen lassen, um den Brand zu löschen, und dabei werde wohl auch das benachbarte Land etwas von dem köstlichen Regen bekommen. — Doch nein, der Kraal brannte ab, ohne daß ein Tropfen Regen fiel. Ich selbst sah noch die rau-

henden Trümmer, als ich am nächsten Morgen dort vorüberging. Es war eine Menge Volkes beisammen, und die Männer hielten unter lebhaften Gesticulationen Rat, wer wohl der Brandstifter sein möge. Doch es kam nichts heraus.

Der Regendoktor aber klagte später unserem Katecheten Peter Gidimi, dem Sohn des alten Saliwa, sein Leid in folgender Weise: „Jetzt weiß ich nicht mehr, was ich tun soll. Brauchen die Leute einen Regen, so kommen sie zu mir, dem Regendoktor. Nun kann ich aber keinen machen. Die Folge hast du gesehen, man brennt mir einfach Jahr für Jahr den Kraal weg. Was nun? Soll ich von hier fortziehen? Das wird mir wenig nützen; denn ich bin überaus als großer Regendoktor bekannt, und es wird mir schließlich anderswo gerade so ergehen wie hier. Ich sehe schon, da klopft mir schließlich nichts anderes übrig, als daß ich Christ werde. Dann wird man mich sicher in Ruhe lassen.“

— Ein schöner Beteuerungsgrund! Nun vielleicht schlägt das Christentum, wenn er es einmal näher kennt, doch noch Wurzel in seinem Herzen. Vorläufig gehen wenigstens zwei seiner Kinder in unsere Schule, und die lebenswürdige Mutter hat noch keines derselben totgeschlagen, im Gegenteile soll sie jetzt ganz damit einverstanden sein.

Hier in Keilands selbst, hat vor etwa einem halben Jahr ein heftiger Sturmwind von der Kirche das ganze Blechdach heruntergerissen. Da auch der Dachstuhl und das Mauerwerk dabei gelitten hat, müssen wir die Kirche vollständig reparieren lassen. Drei Brüder sind beständig an der Arbeit, und es dürfte wohl noch einige Monate anstehn, bis alles fertig ist. Vorläufig muß die Schule als Kapelle dienen, und die Kinder werden in der Zwischenzeit in zwei Kraals und in einem an den Pferdestall angebauten kleinen Verschlag unterrichtet.

Die Restauration der Kirche ist mit ziemlichen Auslagen verbunden, denn wir wohnen von der übrigen zivilisierten Welt ziemlich weit entfernt und müssen daher Holz, Blech, Zement, Kalk und sonstige Baumaterialien mittels Ochsenwagen und zwar auf stellenweise sehr schlechten Wegen von der 30 engl. Meilen von hier entfernten Bahnstation herbeischaffen. Trotzdem aber freuen wir uns in dem Gedanken, daß jetzt der liebe Heiland im Tabernakel eine wenigstens einigermaßen würdige Wohnung bei uns erhält. Die Brüder arbeiten auch an einer schönen Empore, welche der Kirche zu nicht geringem Schmuck gereichen wird. Auch ein Sängerkor wird bereits von unserm Hochw. P. Rektor tüchtig eingeschult, sodaß unsere Christen jetzt schon voll Bewunderung sind über die schönen Lieder, die sie gelegentlich der Gesangsproben zu hören bekommen. Leider fehlt uns ein passendes Harmonium; denn das bis jetzt im Gebrauch befindliche gibt mehr falsche Töne als richtige und ist durchaus nicht mehr zu reparieren.

(Fortsetzung folgt.)

Wandern und Stillestehen.

(Schluß.)

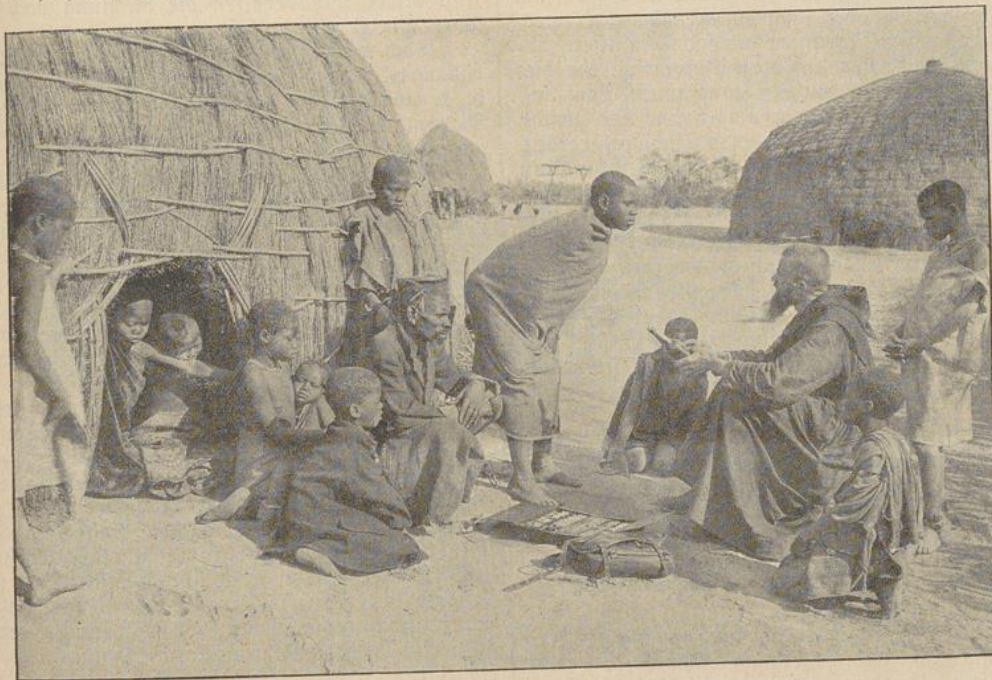
Von Dr. Tiburtius.

Mariannhüll. — Von Nibingo bis Umbogintwini geht unser Zug noch immer durch üppige, weit ausgedehnte Zuderfelder hindurch, die an vielen Stellen mit haushohem Bambus eingegrenzt sind. Kurz darauf passieren wir einen langen, dichten Urwald. Weizen die einheimischen Wäldungen hier, an der Küste, auch nicht jene hohen, riesigen Stämme auf, die wir hundert

Reisen im Innern an der Nordgrenze der Kolonie bewundern, so staunen wir andererseits über die unglaubliche Ueppigkeit und Dichtigkeit des Baumwuchses. In diesem Immergrün, wo selbst im strengsten Winter ein kleiner Reis eine wahre Seltenheit ist, und wo es von der See her immer viele Niederschläge gibt, trifft man ein Wachstum und eine Vegetation, die aus Unglaublichem grenzt. Jeder Baum und Strauch ist mit einer Menge von Lianen und Schlingpflanzen aller Art umwunden und umwickelt, nicht selten bis über die Krone hinaus. Ein besonders malerisches, hochimponantes Gepräge erhalten diese Waldbestände durch die zahlreichsten und wachsenden Bananen, die mit ihren Kronen und meterlangen Blättern an allen Enden und Ecken hoch emporragen. Man ist ihnen zwar in

hin ihnen kein Mensch mehr folgen kann. Auch Leoparden und Wildschweine sollen hier noch vorkommen, wenn auch nicht häufig. Die Schlangenwelt aber ist hier förmlich zu Hause; namentlich hält sich da die Mamba gerne auf, die größte Schlangenart, die man in Südafrika kennt. Andererseits bietet der Urwald an der Küste auch sein Schönes. Ich denke hier namentlich an die Vogelwelt mit dem bunten, farbenprächtigen Kleidchen, daß ihnen in heißen Gegenden eigen ist, wo es keinen Winter gibt, sondern ein ewiger Frühling herrscht.

Sobald wir in Amanzimtoti sind, haben wir den herrlichen Indischen Ozean vor uns. Man liest vielfach in Büchern, welche einen überwältigenden Eindruck der erstmalige Anblick des Meeres auf jedes empfäng-



Dr. Doktor am Kaffernkraal.

letzter Zeit stark zuleibe gerückt wegen der vorzüglichen Faser, welche ihr Blattstiel liefert und welche dem des besten Hanfes in nichts nachstehen soll; doch wird sie in diesen Urwäldern sicher noch lange ihr stolzes Haupt erheben können, ohne Gefahr zu laufen, daraus verdrängt zu werden. Denn will man da so einen Bananenbaum holen, so heißt es zuvor sich durch endloses dorniges und stacheliges Gebüsch den Weg bahnen und solche Mühe lohnt doch ein vereinzelt stehender Baum nicht.

Leider treiben hier, im sicheren Versteck, auch die Affen ihr Unwesen. In ganzen Rudeln wohnen sie da zusammen und machen die umliegenden Gärten und Felder unsicher. Man sollte es gar nicht glauben, was diese Spitzbuben im Laufe eines Jahres alles zusammenstehlen können. Unsere Kaffern in Mariannhill könnten ein Liedchen davon singen! Manchmal nützt es sogar nicht mehr, wenn den ganzen Tag über ein Wächter draußen steht; denn die vielen Affen sind vom Dickicht des Waldes aus gar scharfe Beobachter, wissen oft den wachsamsten Mann zu täuschen und sind, falls man ihnen nachgeht, im Flug wieder im Urwald, wo-

liche Gemüt macht, und ich selbst muß aus eigener Erfahrung gestehen, daß ich mich jedesmal wieder tief ergriffen fühle, so oft ich dieser endlosen Wassermasse mit ihrem herrlichen, immer wechselnden Wagnispieler gegenüberstehe. Unwillkürlich kommt mir dann das Wort des Psalmisten in den Sinn: „Groß, o Gott, sind deine Werke, und deiner Macht und Weisheit ist kein Ende!“ Ps. 145. Und diese herrliche See haben wir fortan auf unserer ganzen Fahrt bis hinab nach Port Shepstone, also volle 60 englische Meilen weit, beständig zu unserer Linken.

Nachdem wir noch die beiden Stationen „Winkelspruit“, bekannt durch seine von der Regierung angelegte Versuchstation und Mlomo passiert haben, geht der Zug über die 825 Fuß lange eiserne Brücke des Umkomaasflusses, biegt dann am andern Ufer links ab und macht nach kurzer Fahrt flussabwärts vor der ziemlich bedeutenden Umkomaas-Station Halt. Umkomaas ist neben Amanzimtoti der beliebteste Ausflugsort der ganzen Südküste und hat mit Recht viele Bewunderer. Das Städtchen selbst mit seinen schmucken Häusern, Villen und Gärten ist auf einem terrassenförmig bis zu

einer Höhe von 300 Fuß sich erhebenden Hügel erbaut, von wo aus eine weite, herrliche Aussicht, sowohl auf das Meer, wie auf die an Naturschönheiten so reiche Südküste sich eröffnet. Kein Wunder also, daß es hier und in der Nachbarschaft förmlich von Besuchern wimmelt, und daß in Durban und anderen Städten gemeinschaftliche Ausflüge hierher zur Tagesordnung zählen. Besonders stark ist dieser Andrang während der milden von ewigem Sonnenschein begleiteten Wintermonate; denn da ziehen reiche Farmer mit ihren Familien vom kalten Binnenlande gerne der warmen Küste zu, um hier die Rückkehr des Frühlings abzuwarten.

Die Engländer sind nun einmal Freunde des Sports und wissen sich prächtig zu unterhalten. Die einen wandern hinaus zur See, schauen der Meeresbrandung zu, wo sich die schäumenden Wogen am Felsenriffe brechen, oder sammeln Muscheln, Meeresblumen und andere Raritäten am sandigen Ufer. Andere rudern in Booten auf dem Umkomaas, der hier bei seiner Breite und äußerst langsamem Lauf fast einem von bewaldeten Höhen umgebenen See gleicht, während wieder andere sich dem edlen Fischfang ergeben. Die vornehmsten Herren kann man da barfuß und mit aufgestrempelten Hosen, die Angelrute in der Hand und fukstief im Wasser stehend auf ihrer Beute lauern sehen.

Ich erwähnte soeben den einem See gleichenden Charakter des Umkomaas. Das ist übrigens bei allen hiesigen Küstenflüssen der Fall. Der Grund ist einfach dieser: Die genannten Wasserläufe haben bei ihrer Mündung ins Meer nur ein sehr geringes Gefälle. Das Meer aber wirkt der Flußmündung gegenüber mächtige Sandbänke auf, durch die das aufgestaute Flußwasser nur langsam durchsickert, weshalb es vielfach mehr einem stehenden Wasser, als einem Flusse gleicht. Fallen dann im Hochsommer die großen Regengüsse ein, welche oft in wenigen Stunden den Wasserstand dieser Küstenflüsse um 10 bis 15 Fuß und darüber steigen machen, so brechen sie rasch die vorgelagerten Sandbänke durch und legen die Flußmündung wieder frei. Es dauert dann manchmal ziemlich lange, bis letztere neuerdings gänzlich verlandet.

Von vielen Seiten hörte ich auch schon den herrlichen Sonnenauf- und Untergang rühmen, den man so häufig am Umkomaas bewundern könne. Doch solche Naturschönheiten muß man persönlich sehen; sie zu beschreiben ist mir, einem einfachen Laienbruder, nicht möglich.

Auch die weitere Bahnstrecke von Umkomaas bis Port Shepstone ist unvergleichlich schön. Da folgt ein farbenprächtiges Bild auf das andere. Jetzt geht der Zug an scharfen Felsenriffen vorbei durch weißen, reinen Küstenand, gleich darauf durch Wald und Busch, wo alles grünt und blüht. Zwischen den dunkelgrünen Bananenbäumen erblicken wir eine Schar munterer Affen, während hart nebenan ein Vock mit prächtigem Geweih aufgeschreckt von dem rasselnden Zug, im tiefsten Dickicht einen Schlupfwinkel sucht. Draußen auf hoher See geht ein mächtiger Dampfer dem Süden zu, rings um ihn fliegt eine Schar Seemöven, die seiner Schnelligkeit nur zu spotten scheinen. Hier ist eine Brücke, da eine Flußmündung, dort eine Bucht, dann kommt wieder ein parkähnlicher Busch, eine herrliche Ebene mit üppigem Graswuchs, stellenweise von der sogenannten Zwergpalme überhattet. Letztere hat gerade hier an der Ostküste Südafrikas ihre eigentliche Heimat und wird von den Kaffern „Mala“ genannt. Ihre Blätter eignen sich vorzüglich zur An-

fertigung von Strohthülen, niedlichen Körbchen und ähnlicher Flechtarbeiten. In Mariannhill ist seit Jahren eine eigene Palmenflechtereier eingerichtet, und die Arbeiten dieser Kinder haben bei den zahlreichen Besuchern schon vielen Anklang gefunden.

Bei Scotburgh, das auch wegen seiner guten Fischerei einen Namen hat, steht ein kleiner, 23 Fuß hoher Leuchtturm, der auf ein gefährliches Riff aufmerksam macht, das $2\frac{1}{2}$ Meilen entfernt draußen im Meer liegt. Ueber Port Ragnie kommen wir sodann nach Alexandra Junction. Hier zweigt die Umzinto-Bahn ab, welche zu den großen Zuckerseldern bei Esportanza 2c. und an unsern Missionsstationen Himmelberg, St. Michael, St. Jzidor und Mariatal vorbei nach der Natal-Cap Linie führt. Wir aber passieren den Umzinto-River und behalten die Richtung nach Süden. Port Shepstone zu, bei.

Doch, werfen wir zuvor noch kurz einen Blick nach rückwärts. Von Port Ragnie bis Port Shepstone d. h. auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von 36 engl. Meilen oder 12 deutschen Stunden passieren wir nicht weniger als 22 größere und kleinere Flüsse. Die darüber führenden Brücken haben eine Gesamtlänge von 5730 Fuß. Die größten davon sind die über den Tzaja, und den Umthwalumi-River, von denen die erstere 720, und die letztere 630 Fuß mißt.

Endlich kommen wir nach dem an der Mündung des Umzimfulu gelegenen Port Shepstone. Die Stadt ist neuesten Ursprungs; sie wurde erst im Jahre 1877 gegründet und nach einem der berühmtesten Kolonisten Natal's Sir Theophilus Shepstone benannt. Die meisten Ansiedlungen, unter welchen namentlich ein Hotel und ein Sanatorium hervorstechen, liegen jenseits des Umzimfulu auf einem imposanten Hügel. Die Mündung des vielgenannten Flusses, der hier eine ganz respectable Breite aufweist, ist leider bis auf einen kleinen, nur wenige Fuß breiten Kanal ebenfalls verlandet und nur zur Zeit eines Hochwassers frei. Der Hafen von Port Shepstone hat schon manche Summe Geldes verschlungen, und es dürfte voraussichtlich noch lange dauern, bis er überhaupt für einen größeren Schiffsverkehr gehörig adoptiert und eingerichtet ist.

Die Strecke von Port Shepstone nach unserer kleinen Missionsstation Maris-Stella, wo ich nun einige Tage stiller Sammlung und geistiger Erholung zubringen soll, ist ebenfalls hochromantisch. Alle die vielen Berge und Hügel ringsum sind von der Fußsohle bis Gipfel mit Tee, Zuckerrohr und Obstbäumen bepflanzt und legen ein beredtes Zeugnis ab für den Fleiß, die geistige Regsamkeit und den Kunstsinne der hiesigen Kolonisten.

Damit will ich für heute Abschied nehmen von unseren geehrten Lesern. Wohl ruft die breite Wasserfläche des nahen Umzimfulu in meinem Geiste die lebhafteste Erinnerung an eine interessante Geschichte wach, die ich einst in seinen Wassern erlebt, doch die Erzählung derselben will ich auf ein anderes Mal verschieben.

Südafrikanische Reiseerlebnisse.

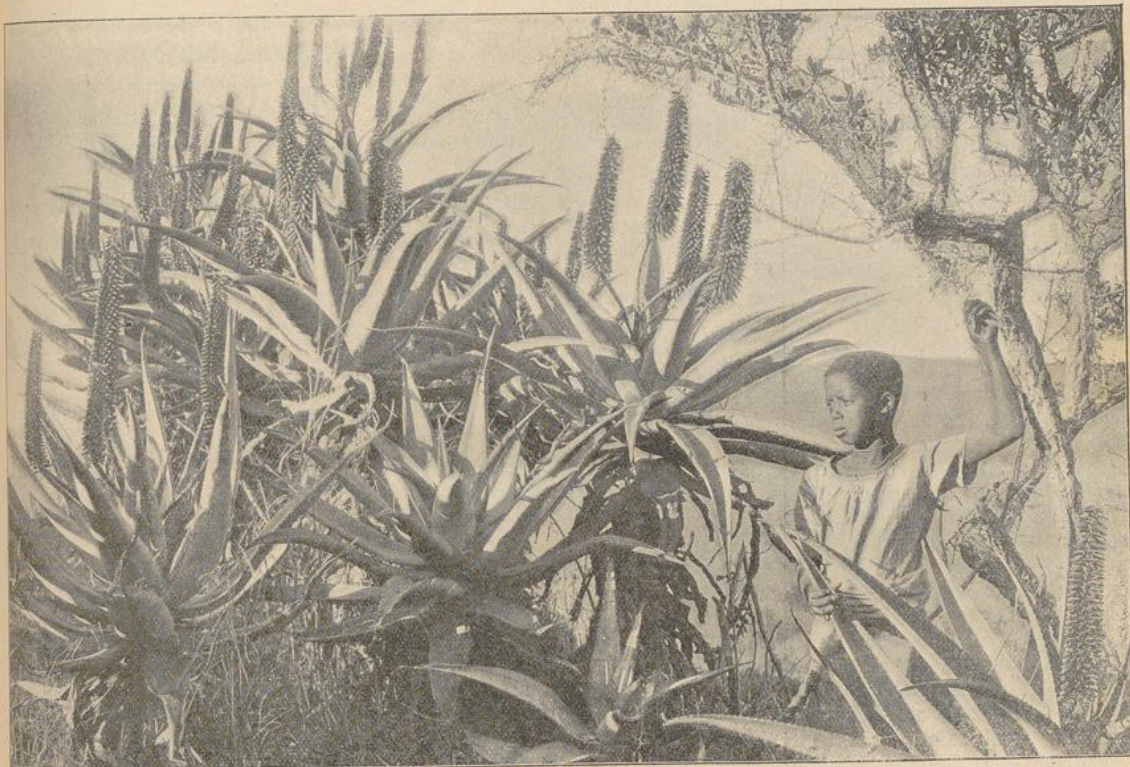
Von A. Vogelmann.

Diesmal werden die geehrten Leser des Bergeheimnichts in die Zeit des ersten Versuches einer südafrikanischen Missionsgründung seitens des damaligen Priors P. Franz zurückgeführt, die er auf Ver-

anlassung des Bischofes Ricards von Grahamstown im östlichen Teile der Kapkolonie auf einer vom Bischofe schon früher für diesen Zweck erworbenen Farm gemacht hatte. Zur Erinnerung an eine altberühmte, aber längst „säkularisierte“ Zisterzienserabtei Irlands hatte man der Station den Namen Dunbrody-Abtei gegeben.

Im Herbst 1881 sah sich aber P. Prior Franz genötigt, den Bettelsack auf den Rücken zu nehmen und bei seinen europäischen Freunden anzuklopfen, da dem Bischof, dem Brotherrn der Trappisten, das Geld zur Reize ging, ehe letztere instande waren, auf eigenen Füßen zu stehen. Bei dieser Gelegenheit suchte er in Deutschland auch einen Ingenieur, der ihm für Dun-

(Weißflusses) an passender Stelle einen Staudamm einzubauen, durch den dann allerdings eine ungeheure Menge Wassers aufgestaut werden konnte, vorausgesetzt, daß es tüchtig regnete; denn dieser Fluß ist ein richtiger Regenschuß, d. h. er wird nur durch wenige Quellen gespeist, und ist daher fast ausschließlich vom Regen abhängig. Da aber in den subtropischen Gegenden die Regenzeit nicht mit jener mathematischen Pünktlichkeit eintritt, wie in den tropischen, so mußte auch mit Fehljahren gerechnet werden. Nach Aussage der umwohnenden Farmer gab es deren durchschnittlich in 7 Jahren 2 bis 3; darnach konnte man also ungefähr jedes zweite Jahr auf Fällung des Dammes rechnen, und falls man absolut dort bleiben



Blühender Aloe.

brody einen Plan für künstliche Bewässerung ausarbeiten sollte; und hiefür stellte ich mich ihm damals zur Verfügung.

Mit der künstlichen Bewässerung Dunbrodys hatte es freilich seine Haken, denn zum Bewässern gehört bekanntlich vor allem Wasser, damit happerte es aber auf der neuen „Abtei“ gar sehr. Wohl fließt der Sunday-River (Sonntagsfluß) durch die Farm, der auf den Landkarten mit einem ziemlich dicken Strich angegeben ist, und der auch zur Regenzeit zum reißenden Strome anschwellen kann; in der damaligen Trockenperiode konnte er fast trockenen Fußes überschritten werden, wenn man als geübter Turner von Stein zu Stein sprang. Außerdem liegt sein Bett von 20 bis 50 Fuß unter dem zu bewässernden Ackerboden; Pumpen aber kamen bei dem Mangel an Holz und Kohlen so teuer, daß daran gar nicht zu denken war. Der einzige Ausweg war, in das gleichfalls tief aus-

gewachsene Bett eines Nebenflusses, des White-River, mußte, hätten auch reine Vegetarianer, wie die Trappisten, sich schon zur Not durchschlagen können.

Es war jedoch gut für die Trappisten, daß sie die Kosten und Arbeiten für den von mir projektierten Damm nicht aufwendeten, und daß sie zuletzt überhaupt von dort wegzogen, denn die Aussage der Farmer erwies sich für jene ganz außerordentlich trockene Periode als unzutreffend. Als ich nämlich drei Jahre später, d. h. im Dezember 1884 auf einem Ritt von Queenstown nach Port-Elizabeth über Dunbrody kam, das inzwischen von den Jesuiten als Akklimatisationsstation für ihre Sambezi-Mission übernommen worden war, hatte sich dort während dieser ganzen Zeit keine Regenperiode mehr eingestellt. Der White-River, der im März 1882 noch kleine Seen und Tümpel aufwies und an seinem Ufergelände durch kleine Quellen gespeist wurde, war vollständig ausgetrocknet; kein Tropfen Wasser war vorhanden und das Feld von der afrikanischen Sonne gelb und braun gebrannt.

Im Dezember 1881 also war es, daß ich in Dunbrody eintraf, wo damals der hochw. P. Joseph als Sub-Prior funktionierte, der gegenwärtig auf der Station Emaus in Ostgriqualand weilt und dem Ehrw. Abt Franz bis zur letzten Stunde in treuer Liebe zur Seite stand. P. Joseph wäre damals schon längst einmal gerne der Einladung des Hochwürdigsten Bischofs nach Grahamstown gefolgt, wenn er einen der englischen Sprache einigermaßen kundigen Reisebegleiter gehabt hätte. Da ich nun damals schon ein paar Worte englisch parlieren konnte, entschloß er sich, den Besuch in meiner Begleitung auszuführen.

In der Weihnachtswoche fuhren wir beim ersten Morgengrauen per Ochsentarre, die mit flinken Trabochsen bespannt war — die Pferde waren an einer Seuche krepirt — nach der gute sechs Wegstunden entfernten Bahnstation Corney ab. Der Eisenbahzug brachte uns bald nach einem Kreuzungspunkt, wo wir umsteigen mußten. Nachdem wir in der Restauration ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir „natürlich“ in einen falschen Zug und mußten infolgedessen auf der nächsten, ganz einsam in der afrikanischen Wildnis gelegenen Station aussteigen. — „Nichts als Zebirge und Fegend“ hätte ein Berliner gesagt. Immerhin fanden wir daselbst ein solides, aus Steinen erbautes Stationshaus mit einem netten jungen Ehepaar. Die Leute waren katholisch und hatten eine ungeheure Freude über die Ankunft eines katholischen Priesters, denn sie hofften, daß ihr erst neulich angekommenes erstes Baby nun auch gleich getauft werden könnte. Da aber P. Joseph die bischöflichen Fakultäten nicht besaß, mußte er die Freude der guten Leute zu Wasser werden lassen.

Unser Mißgeschick hatten wir von da nach Grahamstown telegraphiert, und so kamen wir nach einigen Irrfahrten, wenn auch etwas verspätet, noch immer bei guter Tageszeit an unserm Bestimmungsort an, wo uns ein am Bahnhof wartender Geistlicher in einen bereitstehenden „Spider“ (leichte, weispurige Chaise) packte und nach der bischöflichen Residenz beförderte.

Leider war der Hochwürdigste Herr Bischof nicht zu Hause; er hatte sich über die Feiertage nach Port-Elizabeth begeben und war noch nicht zurückgekehrt. Das bischöfliche Palais war nur von zwei Pfarrgeistlichen und zwei Jesuiten bewohnt. Die letztern waren zur Erholung aus der Sambesi-Mission zurückgekehrt und nun in einem kleinen Colleg tätig, das die Jesuiten in Grahamstown unterhielten. Einer derselben, ein sehr lieber Herr mit einem prächtigen schwarzen Bart, war aus Nachen gebürtig und wußte die interessantesten Abenteuer zu erzählen. Einmal z. B. sei er Nachts im Fieberdelirium in den Sambesi gesprungen, wo es bekanntlich von Krokodilen nur so wimmelt. Doch das kühle Bad bekam ihm gut, und er sei mit heiler Haut davongekommen.

Auch die übrigen Herrn, von denen mir namentlich noch ein Holländer mit dichtem grauen Vollbart als energische, aber etwas farlastisch angelegte Natur in Erinnerung ist, erwiesen uns alle Ehren der Gastfreundschaft, nur fühlten sie einige Verlegenheit über den Umstand, daß P. Joseph im schwarz-weißen Ordenskleid gekommen war. Sie meinten, es sei dies in einer ganz protestantischen Gegend nicht ratsam, und ließen ihn deshalb am nächsten Tag die hl. Messe nicht in der Kathedrale lesen, deren statlicher Bau Tags zuvor sein Interesse in so hohem Grade erweckt

hatte, sondern führten ihn durch allerlei Seitengäßchen in den Garten eines benachbarten Schwersterntouventes, in dessen Kapelle er in Frieden zelebrieren konnte.

P. Joseph war eben ein Sohn des P. Franz, und der dachte in diesem Stücke ganz anders. So erzählte er mir z. B. im Dezember 1890, als ich ihn in Mariannhill besuchte, er sei einmal in Berlin, als er bei einem hohen Herrn vom Auswärtigen Amt eine Audienz hatte, im vollen Trappistenstaat, d. h. mit der Kulle (einem weißen, in malerischem Fallengewurf bis zu den Knöcheln reichenden Mantel mit Kapuze) vorgefahren, ohne daß merkwürdiger Weise die Welt untergegangen; und auch Berlin und das auswärtige Amt stehen heute noch.

(Schluß folgt.)

Menschliche Lebensdauer.

Denken wir uns eine Million neugeborener Kinder. Beinahe 150 000 derselben verschwinden von der irdischen Laufbahn noch im Laufe des ersten Jahres, im zweiten Jahre treten weitere 50 000 aus den Reihen. Nach Ende des 13. Jahres fehlen wieder gegen 30 000, nach 45 Jahren aber beträgt die Zahl der Vermissten 500 000. Nach 60 Jahren sähe man von den anfänglichen 1 000 000 Menschen nur noch 170 000 grauhaarige Leute, deren Zahl sodann nach weiteren 10 Jahren auf etwa 970 zusammenstimmt. Nach 90 Jahren sind kaum noch 200 übrig und vielleicht kaum Einer von der ganzen Million wird das Alter von 100 Jahren erleben.

Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen beträgt 33 Jahre, manche Statistiker nehmen sogar nur 28 Jahre dafür an. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 18. Lebensjahre; von 100 erreichen durchschnittlich nur sechs das Alter von 60 Jahren, und von 500 sieht kaum Einer das 80. Lebensjahr. Jeden Tag sterben etwa 50 000 Menschen, einer in jeder Sekunde.

Wenn du 17 Jahre alt bist, so ist dir eine Gnade widerfahren, welche der Hälfte deiner Altersgenossen nicht zuteil geworden, und hat dich Gott bis zum 60. Lebensjahre aufgespart, so ist das eine Begünstigung, welche nicht der fünfte Teil der Menschheit genießt. Hast du schon ernstlich darüber nachgedacht? Benütze die kostbare Zeit, sie ist der Kaufpreis für eine glückselige Ewigkeit!

Harun al Raschid und die Traumausleger.

Der Kalif Harun al Raschid (um 800) träumte einst, all seine Zähne seien ihm ausgefallen. Er ließ einen Traumausleger kommen, und fragte, was der Traum zu bedeuten habe. „Gott wolle dich vor allem Unglück bewahren!“ sagte der Ausleger, „der Traum bedeutet, daß du alle deine Verwandten sterben sehen wirst.“ Der Kalif, erzürnt über die üble Auslegung, ließ ihm hundert Stockschläge geben, und einen anderen Ausleger rufen. Dieser antwortete auf die Frage, was der Traum bedeute: „Der Himmel wolle allen deinen Anverwandten ein langes Leben verleihen! Aber der Traum bedeutet, daß du sie alle überleben wirst.“ Der Kalif ließ ihm hundert Dukaten geben. — Im Grunde hatte der eine und der andere Ausleger dasselbe gesagt. So viel kommt auf die Art und Wendung im Ausdruck an.

Echt amerikanisch. Die New York Sun erzählt von einem Ingenieur, der sich das Leben bequem zu machen versteht. Er heiratete ein Fräulein Dr. med., und die Folge davon war, daß ihm, wenn die Frau auf Krankenbesuch aus war, die Pflege ihres erstgeborenen oblag. Da diese Beschäftigung die eigene Tätigkeit des Ingenieurs aber zu sehr beschränkte, erfindet er einen Apparat, der mittels Elektrizität die Wiege in Bewegung setzte. Mit diesem Apparat verband er einen Phonographen, der, sobald die Wiege sich bewegte, eine angenehme einschläfernde Melodie vortrug. Hierzu gesellte der Ingenieur einen dritten Apparat, der den Kleinen zu bestimmten Zeiten mit der ausreichenden Quantität Milch versorgte.

Unser tägliches Brod gieb uns heute.

Nun ist Euchen schon bald ein großes Kind, denn übers Jahr geht es zur Schule. Da lernt es nun auch vom Großmütterchen, daß der liebe Gott die lustigen Vögelchen geschaffen, daß alle bunten Blumen blühen, weil sie ihrem Schöpfer gefallen wollen und daß auch das Brod, das Euchen täglich isst, vom lieben Gott kommt. Dann muß sie immer, wenn sie zu Mittag essen will, ihre kleine Händchen falten, recht schön für alles Gute danken und auch bitten, daß kein böses Wetter die Ernte vernichtet, weil sonst die Menschen und die armen Tierchen alle hungern müssen. Und sie setzt sich zu ihrem Großmütterchen an den Tisch und bittet mit hellem Stimmchen: „Unser täglich Brod gieb uns heute.“

Eine merkwürdige Bekehrung.

Welcher Mittel sich die unendliche Barmherzigkeit Gottes bedient, um einen Tiefgefallenen vom Verderben zu retten, das zeigt uns folgendes wahrheitsgetreue Ereignis, das wir in den eigenen Worten des Betroffenen mitteilen wollen:

„Ich war schon seit mehreren Jahren katholischer Priester, zuletzt Pfarrvikar, und bin aus verschiedenen Ursachen (am meisten deshalb, weil ich ohne wahren Beruf in den heiligen Priesterstand getreten bin) zuletzt so tief gefallen, daß ich meine seelsorgerliche Stellung ganz verließ und, da ich heiraten wollte, sogar meinen heiligen katholischen Glauben abschwur und protestantisch wurde. Ich legte das protestantische Glaubensbekenntnis in die Hände des Superintendenten ab und wurde als protestantischer Prediger in die Stadt A. berufen. Dort verlobte ich mich mit der Tochter eines protestantischen Kaufmannes und es sollte die Hochzeit in sechs Wochen stattfinden. Eines Abends saß ich mit dem protestantischen Pastor G., dem Superintendenten W. und einem Kandidaten der evangelischen Theologie im Hause des Ersteren bei einer Bowle Dinsch. Wir saßen in der Laube des Gartens, tranken und waren guter Dinge. Plötzlich ward Pastor G. abgerufen, denn ein Sterbender, hieß es, verlange nach ihm. „Wollen Sie nicht hingehen, Herr Konfrater?“

fragte mich der Pastor. — „Ihre erste Amtswaltung ist freilich eine traurige, aber als Wirt kann ich mein Haus nicht gut verlassen.“ Ich war bereit und folgte dem Boten. Er führte mich an das Bett eines todkranken Mannes. — „Ich bin der neuernannte Prediger und komme im Auftrage des Herrn Pfarrers,“ sagte ich, die bleichen Züge dieses Sterbenden betrachtend. Dieser schüttelte das Haupt. „Das ist ein Mißverständnis,“ versetzte er, „ich habe nach einem katholischen Priester verlangt.“ „Sind Sie denn nicht evangelisch?“ fragte ich verwundert, „man jagte mir doch.“ — „Ganz recht“, unterbrach er mich, „aber ich möchte gerne katholisch sterben.“ Diese Worte berührten mich eigentümlich. „Wie kommen Sie dazu?“ fragte ich. „Glauben Sie an den Erlöser, der für uns am Kreuze gestorben ist? Wenn Sie fest an Ihn glauben und auf Ihn hoffen, wird Er Ihnen ein gnädiger Richter sein.“ Der Sterbende lächelte schmerz-



„Unser tägliches Brod gieb uns heute.“ (Text nebenstehend.)

lich. „Der Glaube allein hilft mir nichts,“ entgegnete er, „ich möchte beichten und Vossprechung meiner Sünden. Früher war ich katholischer Priester, fiel vom heiligen Glauben ab und wurde Protestant. Ich weiß, daß es mit dem Glauben allein nicht getan ist, es scheint aber, daß der Himmel mir die letzte Gnade versagt, einem katholischen Priester beichten und von ihm die Absolution empfangen zu können.“ Er stöhnte tief auf und Tränen rieselten über seine bleichen Wangen. Ich stand erschüttert. Welch ein Zusammenstoß! Ein abgefallener katholischer Priester steht am Sterbebette eines anderen Abgefallenen! Der Zustand des Mannes war bedenklich und keine Minute zu verlieren. — „Wenn Sie katholischer Priester waren“, sagte ich, „so wissen Sie auch, daß im Angesichte des Todes jeder katholische Priester alle Vollmachten hat. Auch ich war ein solcher, wurde abtrünnig und Protestant. Sie wissen also, daß ich in diesem Augenblicke, wo der Tod schon an der Tür steht, die Vollmacht habe, Ihr Bekenntnis entgegenzunehmen

und Sie loszusprechen.“ — Er sah mich groß an, und als ich meine Aussage beteuerte, ging ein Schein der Freude über sein Gesicht. Er reichte mir die Hand, beichtete unter aufrichtigsten Reueränen und starb bald in meinen Armen. Was ich in dieser Stunde empfand — ich vermag es nicht zu schildern. War diese Begegnung am Sterbebette eines Mannes, der gleich mir Priester gewesen und abgefallen war, nicht eine ernste Mahnung, ein Fingerzeig des Himmels für mich? — Meine Wangen waren fast so bleich wie des Toten und mein starres Auge hing an den Lippen, die verstummt waren für immer. Aber ich schwur dem Toten in die kalte Hand, ein anderer zu werden, denn ich hatte in den Abgrund des Verderbens geschaut, dem ich im blinden Wahn entgegenste. — In das Haus des protestantischen Pastors G. und zu der Punschbowlse kehrte ich nicht mehr zurück. Ich teilte dem Superintendenten mit, daß ich auf die Predigerstelle verzichte, und meine Braut hat ich, mich zu vergessen. Ich will Trappist werden und in strenger Buße süßen, was ich gesüht. Möge der Himmel mir dereinst ein gnädiger Richter sein!“ — Diese Mitteilung stammt wörtlich aus dem Briefe des Betreffenden an seinen Bruder, den F. I. Landgerichtsrat J., und ist in allen Einzelheiten buchstäblich wahr. Dieser hochernste Vorfall am Todtbette hatte den Tiefgesunkenen so erschüttert, daß er bald in den Orden der Trappisten trat und dort bis zu seinem Tode noch zwölf Jahre lang in strengsten Bußwerken seinen Abfall vom Glauben zu süßen suchte.

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

München, Erding, Nagtron, Bietheim, Röhlmeier, Schönesberg, Pettingen, Gehlingen, Langb., Oberjebach, Triberg, München, Eichbach, Mittelschenbach, Bamberg, Klinge, Gablingen, Grettstadt, Furtch i. W., Sulz, Kadelshofen, Rannungen, Dorfprozelten, Augsburg, Bräunlingen, Wenigumstadt, Eurburg, Drachelsried, Bilsed, Wismwangen, Weilheim, Bietheim.

Dankjagungen

gingen ein aus: Poppenhausen, Groß-Wartenberg, München, Dank der allerf. Jungfr. Maria u. d. hl. Antonius für erlangte Gesundheit, M. Scholz, Wenigumstadt.

Gebets-Empfehlungen.

Hausbau. Bekehrung eines Sohnes, dreimal. Glükl. Ausgang eines Prozesses. Schwerbedrängte Familie, zweimal. Um ein verlässiges Dienstmädchen. Kranke, viermal. Glükl. Entbindung, zweimal. Fortgang im Studium, zweimal. Glükl. Standeswahl. Schwere Anlegen, dreimal. Guten Geschäftsgang. Verhütung von Geldverlust. Um guten Hausverkauf, sechsmal. Heilung von Ohrenleiden, dreimal. Geschiedener Mann, zweimal. Mädchen um Bewahrung der Unschuld, viermal. Sinnesänderung, fünfmal. Schwere Anlegen, sechsmal. Beharrlichkeit im Ordensberufe, dreimal. Um feste Gesundheit, dreimal. Gute Kindererziehung, sechsmal. Geistesranke, dreimal. Verstoßte Sünderin, zweimal. Schwerenütige, viermal. Eine mit großen Schmerzen Leidende, zweimal. In furchtbaren Seelenleiden, zweimal. Mutlose, dreimal. Um Erhaltung der Stelle, zweimal. Um Kindersegen, zweimal. Fußleidende, viermal. Ungeratene Söhne und Töchter, fünfmal. Glükl. Heirat, viermal. Guten Ausgang eines schw. Anliegens. Stelle für einen Priester. Frieden in der Familie, achtmal. Eine Schule. Um Bekehrung, fünfmal. Um Arbeit, viermal. Um gute Beicht, zweimal. Vier Waisen. Zwei Diensthofen. Glükl. Sterbestunde, sechsmal. Verhütung von Unglück im Stall. Schwer Kranke, achtmal. Aufgeregte Personen, viermal. Verirrter Sohn, zweimal. Trunksüchtige, viermal. Gute Diensthofen, viermal. Unglücklicher

Vater, zweimal. Ein Vater und dessen beklagenswertes Kind, um glükl. Meeresreise. Glükl. Standeswahl, viermal. Reichthümer, gläubiger Familienvater. Befreiung von Gelbnot, dreimal. Gutes Examen, zweimal. Erstkommunikant, zweimal. Eine Tochter in der Fremde. Unzufriedener Familienvater. Um würdigen Empfang der Sacramente, zweimal. Befreiung von Fußleiden. Kranker Priester. Bewahrung vor Verzweiflung.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der Neubefehrten und aller Leser des Bergheimnichts.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Mißbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:


Johannes Zimmermann, Mutlangen. Herr Scheller, Augsburg. A. Maria Müller, Kiedlingen. Helena Sebert, Oberwiltstadt. Louis Uhl, Rottenburg a. N. Anna Birner, Stetten. Marg. Hornung, St. Gilgen. Theres Weiß, Lettenweis. Wilhelm Hagenböhler, Thierwil. Kaplan Wingham, Sargans. Paulina Fehmann-Giger, Schönenwerd. Otto Verberich, Nijmegen. Wwe. Wilhelm Hagen, Munsbach. Frau Paul Muffele, Seilenkirchen. Fritz Wolf, Borbed. Kath. Meerg, Theob. Rüder, Borst. Philipp Kaspar Mörg, Frau Wilh. Borgmann, Pölsch. Peter Rademacher, Kaarst. Hubert Simons, Mithem. Herr Klein, Wadern. Herr Friedr. Peus, Albersloh. Josef Wimmer, Brand. Maria Lettenborn, Schweidnitz. Rosalia Emmerling, Proslau. Gebhard Meier, Ehegasts. Margaretha Böhrer, Wiesbaden. Maria A. Fischer, Magdalena Paul und Juliana Förster, Unterbalbach. Joh. Fr. Jig, Bfr., Pfahlheim. Barbara Woerler, München. Josef Maier, Egelsried. Kath. Hausmann, Furchenbach. Viktor Breher, Rempten. Kath. Blattner, Obersdorf. Ww. Luise Kraus, Freiburg. Jos. Willbold, Bfr., Gannertingen. Johannes Zimmermann, Mutlangen. Dr. Braun, Dompfarrer, Würzburg. Anton Heilinger, Landau a. d. Mos. Maria Anna Fischer, Saarbrücken. Margar. Hubb, Geldersheim. Maria Forsthofer, Landau a. d. Mos. F. Amrhein, Aischaffenburg. Kunigunde Schmitt, Bernard Kimmman, Lawrence-Meier. Emil Klebes, Manahunt-Pa. Katharina Stach, Poststätten. Katharina Glaab, Krombach. Karl Krüger, Stein. Anna Brand, Dorfprozelten. Franz Sales Daiser, Freising. Maria Mazingier, Flossing. Georg Mangte, Annabrunn. Katharina Hausladen, Mählhof.

R. I. P.

Mariannhiller Kalender sind noch vorrätig.

Wer den Mariannhiller Kalender verbreitet, unterstützt unsere Mission bei den armen Schwarzen in Afrika, hilft uns die Heidenkinder aufnehmen, sie kleiden, lehren, taufen und Katholiken aus ihnen machen. Er rettet unsterbliche Seelen und tut somit ein wahrhaft apostolisches Werk!

Deshalb hat auch der hl. Vater Pius X. wiederholt allen Wohltätern für Mariannhill den apostolischen Segen verliehen.

 Zahlung rückständiger Abonnements des Bergheimnichts pro 1909 und Vorausbezahlung des Bergheimnichts pro 1910 geschieht am einfachsten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz durch Postcheck.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.